

Das sind meine Leute

THEMA
Familie

Editorial

Wenn es um Familie geht, können alle mitreden. Sie ist unsere erste soziale Erfahrungswelt, in vielem auch die grundlegende. Werte und Haltungen, die unser Leben prägen, werden hier gelebt und können sich in dem vermeintlich geschützten Raum ausprobieren und bewähren. Zuneigung und Ablehnung, Liebe und Hass, Vertrauen und Misstrauen, Macht und Ohnmacht, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit erleben wir hier oft zum ersten Mal, und unsere eigenen Werthaltungen und Lebensentwürfe entfalten hier schon in den Tagen von Kindheit und Jugend sehr unmittelbare Wirkungen. Familie ist ein Schicksal, das unseren Namen trägt und das wir mitgestalten. So direkt und immer wiederkehrend wie in familiären Beziehungen wird uns das in anderen Lebenswirklichkeiten nur selten begegnen. Wenn Familien gelingen, wird Glück lebendig. Die sprichwörtlichen Familienbande gehören deshalb zu den entscheidenden Gebilden in der Textur der sozialen Wirklichkeit.

Dabei gibt es Familie eigentlich nur im Plural – nicht nur, weil Familie immer mehrere Menschen und Generationen einbezieht, auch die Formen, in denen Familien sich heutzutage realisieren, sind vielfältig wie nie. Das – historisch betrachtet – relativ junge

bürgerliche Vater-Mutter-Kind-Modell ist inzwischen nur ein Familienentwurf von vielen, neben Patchwork-, Regenbogen-, Adoptiv- und Großfamilien und vielem mehr.

In diesem Heft sind wir einigen Geschichten, die das Leben der Familien erzählen, nachgegangen.

Die Politik des Alltags findet sich hier in sehr konkreten Situationen wieder. Entscheidungen, die hier gelebt werden, bilden den alltäglichen Resonanzraum für die Debatten und Entscheidungen der „großen“ Politik. Familienpolitik selbst ist ein umfangreicher Politikzweig, es geht um viel Geld und Ressourcen. Dabei ist das Verhältnis von Staat und Familie nicht frei von Spannungen und Widersprüchen. Wenn bestimmt wird, wer sich offiziell als Familie bezeichnen darf und welche Modelle staatlich gefördert, sanktioniert oder ignoriert werden sollen, findet Familienpolitik an den neuralgischen Punkten der Entwicklung der ganzen Gesellschaft statt. Nicht umsonst steht im Grundgesetz, dass die Erziehung in der Familie gegenüber dem Staat geschützt ist – bis zu einer gewissen Grenze, die dort endet, wo Kinder gefährdet sind.

Die soziale Fantasie, die sich in den konkreten Wirklichkeiten der Familien zeigt, bildet ein Fundament für den Zukunftsentwurf der Gesellschaft. Diese Vielfalt anzuerkennen und für das Ganze produktiv zu machen ist schwierig, aber entscheidend.

Thorsten Schilling

Join the family:
fluter-Abo gratis
unter www.fluter.de



Mutti ist die Beste, aber der Tätowierer nicht immer: Oft haben die in die Haut gestochenen Lieben nur wenig Ähnlichkeit mit den Originalen

Inhalt



„Work-Life-Balance – wenn ich das schon höre“	5
Wie bekommt man Familie und Job unter einen Hut? Muss ich gegen meine Eltern rebellieren? Ist es gut, wenn sich mein Vater wie ein Teenager kleidet? Spannende Fragen an einen Philosophen	
So leben wir, Teil 1	9
Mein ganz normaler Alltag mit meinen lesbischen Müttern	
Yes, we clan	10
Immer zu zwölft, manchmal auch zu 60: Besuch bei einer Großfamilie in Hamburg	
Was geht ab, Bro?	13
Man muss gar nicht miteinander verwandt sein, um sich wie Bruder und Schwester zu fühlen	
Das sieht dir ähnlich	14
Vieles ist Vererbung, aber vieles schaut man sich auch ab. Über das Verhältnis von Genen und Sozialisation	
Kühlen Kopf bewahren	15
Nicht leicht zu durchschauen, was die Familienpolitik will	
In aller Frühe	18
In Venezuela können es manche mit dem Kinderkriegen gar nicht abwarten	
Jetzt musst du es machen	22
Das Geschäft vom Vater zu übernehmen, ist ein schönes, aber auch schweres Erbe	
Sippen an Strippen	24
Ein Trio einflussreicher Familien	
So leben wir, Teil 2	25
Eine adoptierte Tochter sagt, dass es ihr egal ist, wer ihre leiblichen Eltern sind	
Die Paten	26
Schweigen und Töten: Unser Centrefold zeigt, was man über die Mafias dieser Welt wissen sollte	

Wenn es knallt	28
Prügelnde Väter, heulende Mütter: mit den Mitarbeitern des Jugendamts unterwegs – eine Heldengeschichte	
So leben wir, Teil 3	33
Was die Mitglieder einer Patchworkfamilie so erzählen	
Ich hau' ab	34
Warum jemand so schnell wie möglich zu Hause ausziehen will	
Ich bleib' noch ein bisschen	35
Warum jemand mit Ende 20 immer noch bei seinen Eltern wohnt	
Der Parka	36
Eigentlich hat er nur nach einer coolen Jacke gesucht, gestoßen ist er auf ein dunkles Familiengeheimnis	
Von Söhnen und Tönen	39
Die Kinder von Popstars haben es nicht leicht	
Was ist schon normal	40
Manche behinderte Menschen bekommen Kinder. Wenn es Probleme gibt, bekommen sie Hilfe	
Nicht von schlechten Eltern	42
In der DDR wurden manchen systemkritischen Familien die Kinder weggenommen und linientreuen Genossen übergeben. Arne war so ein Kind. Eine deutsch-deutsche Geschichte	
So leben wir, Teil 4	46
Wie es mit einem komischen Gastbruder ist	
Das Leben meiner Oma	47
Nicht im Heim, aber auch nicht inmitten der Familie: Unsere Autorin hat ihre Großmutter und deren Pflegerin besucht	
Familie, die es nicht ins Heft geschafft hat	50
Vorschau und Impressum	50



„Work-Life-Balance – wenn ich das schon höre“

Warum bekommen die Deutschen so wenige Kinder? Was ist davon zu halten, wenn die Eltern so jugendlich herumlaufen wie ihr Nachwuchs? Und weshalb sind andere Länder familienfreundlicher? Der Philosoph Dieter Thomä ist genau der Richtige für solche Fragen

Interview: Oliver Gehrs



→ Dieter Thomä bringt für dieses Gespräch schon gute familiäre Voraussetzungen mit: Sein Vater war der berühmte Arzt und Psychoanalytiker Helmut Thomä. Er selbst ist Philosophieprofessor an der Universität Sankt Gallen in der Schweiz und beschäftigt sich seit Jahren mit der Stellung der Familie in der Gesellschaft. Ergebnis dieser Forschung sind unter anderem seine Bücher „Eltern. Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform“ und „Väter. Eine moderne Heldengeschichte“. Dass er selbst zwei Kinder hat (die aus dem Haus sind) und nicht nur herumtheoretisiert, hat ihn uns als Gesprächspartner noch sympathischer gemacht.

fluter: Herr Thomä, was ist eine Familie?

Thomä: Familie ist der Kern der Gesellschaft, in dem etwas Besonderes passiert: Alte und Junge leben zusammen, die einen treten auf, die anderen treten ab. In dieser Keimzelle steckt eine ungeheure Dynamik.

Im Gegensatz zu den Freunden kann man sich seine Familie nicht aussuchen. Streiten sich Kinder deshalb so oft mit ihren Eltern?

Die Eltern kann man sich nicht backen. Aber dass man nicht alles selbst bestimmen kann, ist gar nicht so schlecht. In der Familie muss ich nicht dauernd einen unübersichtlichen Statuskrieg führen, nicht dauernd stark sein und mich ständig behaupten.

Augenblick mal. Jugendliche streiten sich doch ständig mit ihren Eltern über die Rollen in der Familie. Zum Beispiel darüber, ob man noch ein Kind ist, das sich alles sagen lassen muss.

Es gibt ja zwei Seiten der Medaille. Auf der einen Seite ist da ein tiefes Gefühl von Verbundenheit. Wenn es einem richtig dreckig geht – dann gibt es wenige Beziehungen, die so verlässlich sind wie die familiären. Aber gerade weil man so vorbehaltlos bejaht wird, gibt es dann auch wieder furchtbare Enttäuschungen. Weil man im Konfliktfall denkt: Gerade die müssten mich doch verstehen. Weil die emotionale Abhängigkeit so groß ist, ist auch die Verletzung viel größer. Das kennt man außerhalb der Familie nur bei Liebesgeschichten. Da ist man auch manchmal himmelhochjauchzend und dann wieder zu Tode betrübt.

Wie wichtig sind denn Reibereien in der Familie?

Reibung erzeugt Wärme – eben Reibungswärme. Wenn man in der Schule oder am Arbeitsplatz Zoff hat, wird es kalt um einen herum, ungemütlich. Wenn es in der Familie Streit gibt, ist das oft ein Zeichen, dass es keine Gleichgültigkeit gibt. Da macht sich also jemand Gedanken um einen.

Es gibt auch Familien, wo jeder macht, was er will. Die Eltern arbeiten den ganzen Tag, die Kinder backen sich eine Pizza auf.



Wenn es funktioniert, gibt es nichts Besseres: Füreinander da zu sein und dem anderen auch Freiheiten zu geben - darauf kommt es in der Familie an

8,1 Millionen Familien mit Kindern gibt es in Deutschland. Die häufigste Familienform sind Ehepaare mit minderjährigen Kindern. Allein-erziehende Mütter und Väter machen 20 Prozent der Familien aus, 9 Prozent sind Lebensgemeinschaften.

Jede Familie hat im Schnitt **1,61 Kinder**.

Etwa 390.000 Eheschließungen gibt es in Deutschland jedes Jahr. Scheidungen gibt es halb so viele. Zum Vergleich: 1950 wurden noch 750.000 Mal Eheringe ausgetauscht.

6,1 Millionen Euro jährlich gibt Deutschland aus, damit seine Soldatinnen und Soldaten ihre Familie besuchen können.

2012 zahlte der deutsche Staat etwa **4,6 Milliarden Euro** an Eltern, damit sie im ersten Jahr nach der Geburt ihres Kindes nicht arbeiten müssen.

Das ist heikel, weil die Familie ihren Sinn und Zweck verliert. Da schleicht sich in der Tat Kälte ein.

Kann man es nicht auch tolerant nennen? Jeder macht sein Ding.

Für mich ist das Toleranz aus Bequemlichkeit – dass man also den anderen machen lässt, sich aber auch gar nicht für ihn interessiert. Mir geht diese partnerschaftliche Lesart auf den Keks. Damit tun die Eltern so, als wären sie die Kumpel der Kinder. Nach dem Motto: Ich lebe mein Leben, du deins. Das mag okay sein, wenn die Kinder 30 sind, aber davor sollte man die Beziehung nicht zu einer unter vielen machen, die so ähnlich ist wie eine Freundschaft.

Sind nicht die meisten Kinder froh, wenn sie von den Eltern in Ruhe gelassen werden?

Das glaube ich nicht. Die vermissen manchmal klare Ansagen, auch wenn sie die im ersten Moment nicht verstehen. Ich bin absolut gegen so eine faule Entspannungspolitik in der Familie. Man kennt sich nicht, wenn man nicht gemeinsam Konflikte durchsteht. Erst knifflige Situationen schweißen zusammen.

Es scheint so zu sein, dass die Jugendlichen viel weniger gegen ihre Eltern rebellieren als früher. Erlahmt der Widerstandsgeist?

Die momentane Stimmungslage ist verwirrend. Es gibt Befunde, dass das Band zwischen den Generationen lockerer wird. Dass sich Jugendliche an Gleichaltrigen orientieren und ihnen die Eltern egal sind. Auf der anderen Seite sagen viele Kinder, dass sie ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern haben und gar nicht ausziehen wollen.

Trägt zu dieser Verwirrung auch bei, dass Eltern nicht erwachsen werden wollen und sich zum Beispiel wie Jugendliche anziehen?

Da fehlen natürlich Vorbilder, wenn die notwendigen Unterschiede zwischen den Generationen allmählich verschwinden. Als ich in der Pubertät war, fühlte ich mich zwar oft ganz toll, aber tief in mir drin wusste ich doch, dass mit mir nicht alles stimmte, dass ich noch unfertig war, mich noch entwickeln musste. Heute haben Jugendliche das Gefühl, dass sich eine Gesellschaft im Jugendwahn nach ihnen richtet. Das führt nicht nur zu einer Art Selbstgefälligkeit, sondern auch zu Enttäuschung. Ich vergleiche das immer mit einer Bergtour. Als Jugendlicher befindet man sich am Fuß des Berges und ist gespannt auf den Gipfel. Und dann kommen einem die Erwachsenen entgegen auf ihrem Rückweg vom Gipfel und erzählen, dass sich der Aufstieg nicht lohnt und sie lieber wieder dahin zurückkehren, wo die Jugendlichen sind. Das ist doch schlimm.

„Eltern, die so tun, als wären sie Kumpel, gehen mir auf den Keks“

Viele Kinder haben schon die zweite Stiefmutter oder den dritten Stiefvater. Trotzdem wünschen sich die meisten Jugendlichen später selbst eine intakte Familie. Führen die vielen Scheidungen zur Sehnsucht nach einem fast kleinbürgerlichen Idyll?

Wenn die aus den Patchworkverhältnissen eine heile Familie wollen – bedeutet das dann, dass sich die anderen aus den heilen Familien nach dem wilden Durcheinander sehnen? Das halte ich für Unsinn. Wir träumen doch alle von der großen Liebe, vom familiären Frieden. Den kann es ja auch mit den Stiefeltern geben.

Bei den 68ern hieß es, dass auch die nach außen intakten Familien kleine Höllen sind. Dass hinter den Gardinen Gleichgültigkeit herrscht und grenzenloser Frust. Deswegen ist man ausgezogen, die Menschen davon zu befreien.

Und heute gibt es das große Durcheinander, es existieren ganz viele Lebensformen nebeneinander. Das halte ich aber nicht für problematisch. Das wird es nur, wenn es um die Familienpolitik geht: Welches Familienmodell will man eigentlich fördern?

Sagen Sie es uns.

Man kann ja nur eines mit Bestimmtheit sagen: Der Staat will, dass die Menschen mehr Kinder bekommen, schon aus wirtschaftlichen Gründen. Weil er sonst nicht weiß, wer für die Alten später mal die Rente zahlen soll. Für dieses Ziel gibt er irrsinnig viel Geld aus, mehrere Milliarden. Doch das Ergebnis ist gleich null. Seit Jahren ändert sich nichts. Die Deutschen bekommen nicht mehr Kinder.

Und weshalb?

Weil widersprüchliche Signale ausgesendet werden. Auf der einen Seite gibt es Unterstützung, wenn man zu Hause bleibt und sich um die Kinder kümmert, dann werden mehr Kitaplätze versprochen. Frauen, die arbeiten und Kinder bekommen wollen, werden noch viel zu wenig gefördert. Viele warten also lie-

30.000 Euro Schmerzensgeld musste RTL 2011 zahlen, weil die Sendung „Die Supernanny“ die Menschenwürde von Beteiligten verletzte. In einer Folge hatte eine Mutter ihre fünfjährige Tochter geschlagen, ohne dass das Kamerateam eingriff.

74 Prozent der Deutschen glauben, dass Familie glücklich macht.

74 Prozent der Deutschen sagen, dass sie sich in schwierigen Situationen auf ihre Familie verlassen können.

Mehr als **80 Prozent** verbinden mit Familie gegenseitige Hilfe, Liebe und Vertrauen. Etwa 30 Prozent verbinden mit ihr außerdem Streit.

ber, bis sie beruflich so etabliert sind, dass sie keine Angst haben müssen, nach fünf Jahren Kinderpause wieder einen Job zu finden. Es ist doch sehr auffällig, dass in Frankreich und Skandinavien, wo Frauen mehr staatliche Unterstützung bei der Kindererziehung erhalten, die Geburtenrate viel höher ist. In Deutschland müssen Frauen nach wie vor ihre beruflichen Ambitionen zurückstellen.

Viele Paare trennen sich, wenn sie Kinder bekommen haben. Frisst der Alltag die Liebe?

Früher hat der Mann seine Frau irgendwann Mutti genannt, da wusste man: Es ist eigentlich vorbei, auch wenn man zusammenbleibt. Es gibt keine Gemeinsamkeit jenseits der Tatsache, dass man zusammen Kinder hat. Auch wenn sich die Paare heute nicht mehr Mutti und Vati nennen würden, wird man doch oft aufgesogen vom Alltag. Kinder sind vereinnahmend und zeitaufwendig, sodass sich manche Eltern irgendwann fragen, wann sie eigentlich das letzte Mal zusammen im Bett waren. Dem Kinderhaben ist das Normale abhandengekommen. Ich kenne Eltern, die wochenlang darüber grübeln, in welche Schule sie die Kinder schicken. Das wird natürlich mühsam, zumal das ja nur eine Entscheidung unter vielen ist. Ich plädiere für mehr Gelassenheit und Konzentration auf das Wichtige. Sich um die Kinder kümmern heißt einfach: da sein, wenn sie einen brauchen, quatschen, Vorbild sein. Der Rest wird sich zeigen. Das Kind wird es schon schaffen.

Wie kommt es, dass Eltern immer älter werden?

Es gibt so eine Art Verschiebebahnhof der Wünsche: Der Großteil der Menschen will eine Familie, aber viele sagen auch, dass ihnen der Beruf wichtig ist. Dann arbeiten sie erst einmal, weil sie denken, dass sie ja immer noch eine Familie gründen können. Ich entscheide mich also nicht bewusst gegen die Familie, ich schieb's nur raus. Das ist sehr bequem, weil man sich nicht entscheiden muss. Wenn ich aber nur ein Kind bekommen will, wenn die Situation perfekt ist, bekomme ich vielleicht nie eins.

Vielleicht will man auch nicht, weil das Land nicht wirklich familienfreundlich ist. Die Menschen strahlen einen ja nicht gerade an, wenn man mit vier Kindern um die Ecke kommt. Und an manchen Spielplätzen stehen sogar Öffnungszeiten.

Stimmt. Da sind andere Länder familienfreundlicher. Zum Beispiel die USA, wo die Geburtenrate höher ist, obwohl für die staatliche Versorgung viel weniger Geld ausgegeben wird. Ich denke, dass man dort in Kindern eher neue Menschen sieht, die die Gesellschaft voranbringen. Die etwas machen, womit man noch nicht gerechnet hat. Das wird positiver aufgenommen als bei uns.

„Familie und Beruf sind keine Doppelbelastung, sondern eine Doppelerfüllung“

Halten wir mal fest: Früher war die Familie Erziehungsanstalt und ein Raum, der einem half, auch wirtschaftlich zu überleben. Heute scheint es eine Lebensform zu sein, in der sich die meisten zwei sehr emotionale Wünsche erfüllen wollen: Geborgenheit und Selbstverwirklichung. Klingt beides schwierig.

Bereits im Bürgertum haben sich starke Hoffnungen auf die Familie gerichtet. Nur beim Adel war das anders: Da gab es die Ehefrau und die Mätresse, also die biologische Reproduktion und das Emotionale. Es gibt bis heute in vielen Kulturen eine Entkopplung. In der bürgerlichen Welt hat man versucht, das zusammenzubringen. Wenn es gelingt, ist es besonders gut, wahrscheinlich toller als alles andere. Wenn es schiefgeht, liegt eben alles in Scherben.

Wie bekommt man denn die richtige Work-Life-Balance hin?

Wenn ich das schon höre. Ich hasse dieses Wort. Es heißt ja, dass ich nicht lebe, wenn ich arbeite, und umgekehrt.

Okay, ich nehm's zurück. Wie bekommt man die Doppelbelastung in den Griff?

Ich würde viel lieber von Doppelerfüllung sprechen, denn die Konstellation Familie/Arbeit hätte durchaus das Zeug dazu. Zufriedenheit im Job führt zu Zufriedenheit in der Freizeit. Umgekehrt kann man in der Familie Kraft tanken. Das muss jeder Einzelne erkennen, und die Politik muss die Möglichkeiten für diese Erkenntnis schaffen. ←

Mitgefangen –
mitgehangen:
Gefangene und
ihre Familien
fluter.de/familie

So leben wir, Teil 1

Es muss ja nicht immer Vater, Mutter, Kind sein: Friderikes Mutter ist lesbisch – deswegen wohnt sie quasi mit zwei Müttern zusammen

Dokumentiert von Daniel Erk, Illustration: Frank Höhne

Z

→ Zu meiner Familie gehören mein Papa, meine beiden Mütter und meine vier Geschwister. Ich habe einen Zwillingbruder, wir sind beide 15. Außerdem eine große Schwester und zwei jüngere Halbgeschwister, die ich aber als richtige Geschwister sehe. Meine große Schwester wohnt bei meinem Vater – mein Bruder Conrad, ich und meine beiden kleinen Geschwister wohnen in Berlin bei Mama und Claudia.

Ich finde das ganz normal. Ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, dass es jemals anders war. Mein Vater und meine Mutter haben sich getrennt, als ich ein Jahr alt war. Und als ich in der dritten Klasse war, haben Mama und Claudia geheiratet. Richtig muss man sagen: Sie sind eine Lebenspartnerschaft eingegangen. Zusammengelebt haben wir aber schon viel länger.



Meine Freunde wollen natürlich schon wissen, wie das bei uns so läuft. Aber ehrlich gesagt kann ich denen gar nicht viel erzählen, weil es wahrscheinlich nicht anders ist als bei ihnen zu Hause.

Familie ist für mich einfach da, wo Liebe ist, wo es ein Miteinander gibt. Mein Bruder und ich nennen die Frau unserer Mutter Claudia. Unsere kleinen Geschwister nennen sie Mama und Mami. Mama ist unsere Mutter, die nennen wir alle so. Und Claudia ist für meine kleinen Geschwister die Mami, weil sie auch die leibliche Mutter ist.

Ich muss sagen: Ich finde das komisch, dass zwei Frauen nicht richtig heiraten können. Diese ganze Diskussion um die Homo-Ehe ist meiner Meinung nach total unsinnig. Warum sollten die nicht heiraten dürfen? Verstehe ich nicht.

Bei Lesben und Schwulen ist das ja immer das Argument, dass das andere Geschlecht im Haushalt fehlt. Aber es gibt ja auch alleinerziehende Mütter und Väter, und da gibt es dann ebenfalls keine Mutter oder keinen Vater. Und die schaffen das ja auch.

So wie bei uns ist es doch eigentlich viel besser, finde ich. Weil man einen Partner hat. Und weil man nicht alles alleine machen muss. Aber es tut sich mittlerweile ja was bei der Homo-Ehe und beim Adoptionsrecht für Schwule und Lesben. Zwar langsam, aber sicher.

Mama und Claudia sind auf jeden Fall meine Eltern. Ich finde das alles nicht ungewöhnlich. Mein Vater und meine ältere Schwester wohnen in Cottbus, aber wir sehen uns regelmäßig am Wochenende, und Weihnachten verbringen wir eigentlich immer zusammen. Und wir sind natürlich über Facebook und Skype in Kontakt oder telefonieren einfach.

Ich will später gern eine Familie haben. Und einen Mann haben, der da ist. Ich finde es schade, dass mein Vater so weit weg ist. Ich stelle mir das schon so vor, dass meine Kinder später ihren Vater in der Nähe haben. ←

Yes, we clan

Wir schicken unsere Alten nicht ins Heim, sagt Familie Ramadani. Dort würden sie nur malträtiiert. Von den unschlagbaren Vorteilen einer Großfamilie. Ein Hausbesuch

Text: Felix Dachsel, Fotos: Maria Sturm



Wo ist denn Opa jetzt schon wieder hin? Eigentlich sind die Ramadanis meistens zu zwölf, aber zum Fototermin waren leider nicht alle zu Hause

→ In ihrem Dorf in Mazedonien ist der Sommer noch Sommer und der Winter noch Winter.

Hitze und Schnee, das ist ihr Dorf.

In ihrem Dorf in Mazedonien ist die Familie so groß, dass sie gar nicht genau sagen können, wie groß sie ist: Mit allen Onkeln und Tanten, Geschwistern, Cousins und Cousins, mit allen Kindern. 60, vielleicht 70? Sie müssten mal zählen.

Çhelopek, so heißt ihr Dorf in Mazedonien. „Tschellopek“, das C hat einen Haken im Albanischen, Abdulla Ramadani zeichnet ihn in die Luft. Abdulla Ramadani, 38, rot kariertes Hemd über weißem Unterhemd: ein bedächtiger Mann mit klugen Antworten, selbst wenn man ihn nach Offensichtlichem fragt, nach eigentlich Naheliegendem. Wenn man, beispielsweise, nach dem Wert der Großfamilie fragt.

Er sitzt in einer Erdgeschosswohnung in Hamburg-Farmsen, einem Stadtteil der roten Backsteinhäuser. In einer Stadt, in der die Sommer selten Sommer sind und die Winter selten Winter. In einem Land, in das sein Vater vor 40 Jahren einwanderte, um Arbeit zu finden und später die Familie nachzuholen. Erst war der Vater Bauarbeiter, dann kontrollierte er Maschinen in einer Schokoladenfabrik, Smarties-Abteilung. 30 Jahre lang, für das Geld, für die Familie, jetzt kann er Schokolade nicht mehr sehen.

Es ist eines der seltenen Wochenenden, an denen der HSV auswärts gewinnt, drei Tore gegen Freiburg durch drei Fehler des gegnerischen Torwarts: Einmal hat er über den Ball gegriffen, einmal ist er drüber gestolpert, einmal ist er drunter hinweggerutscht. An diesem Wochenende denkt Abdulla Ramadani an Fußball. Wenn Abdulla Ramadani an Fußball denkt, dann beginnt er über seinen Sohn nachzudenken: zentrales defensives Mittelfeld, ein guter Fußballer, SC Condor, Hamburg-Farmsen, für eine Zeit auch Kapitän, erfolgversprechend, wäre nicht die Pubertät gekommen, die Faulheit, die Lethargie.

Der Sohn sagt: Es waren die Verletzungen, die Schulter.

Der Vater sagt: Ich mache mir Sorgen um den Jungen.

Der Sohn sagt: Ich schicke Bewerbungen ab.

Ramadani sitzt auf einem Teppichboden, der gerade erst gesaugt wurde, mit dem

12 Menschen, die sich jedes Wochenende sehen – und fast jeden Tag

Rücken lehnt er am Wohnzimmerschrank, Stickkunst an der Wand, schwere Gardinen vor den Fenstern.

Seine Familie sitzt um ihn herum, erste Generation, zweite Generation, dritte Generation: sein Sohn, der Fußballer, sein Vater, der Mann mit den Smarties, der aufrecht im Sessel sitzt und regelmäßig die Armbanduhr prüft, seine Mutter, Kopftuch, rote Wangen, seine Frau, zurückhaltend, die Frau seines Bruders, still, die Tochter seines Bruders, der Sohn seines Bruders, die zweite Tochter seines Bruders, seine Tochter, der zweite Sohn, der sich den Arm gebrochen hat, sein Bruder. Die Frauen zurückhaltender als die Männer.

Zwölf Menschen, die sich jedes Wochenende sehen und fast jeden Tag. Die Kinder rennen durch die Wohnung. Die Erwachsenen schauen Filme. Sie fahren bei gutem Wetter in den Heide-Park Soltau, zum Hamburger Dom, Autoscooter, Riesenrad, Fußball. Die Großmutter macht albanische Bohnensuppe, die Kinder wollen die Suppe nicht, sie wollen Nudeln.

Das Prinzip der Familie Ramadani heißt: Jeder hilft, wo Hilfe nötig ist. Jeder tut, was er kann.



Sehnsuchtsvoller Blick:
ein Handybild vom Heimatdorf
in Mazedonien, wo es immer
so schön warm ist

Abdulla geht mit seinen Eltern auf die Ausländerbehörde, den Pass erneuern. Abdulla hilft seinem Vater bei der Suche nach einer guten Kfz-Versicherung, er füllt ihm die Formulare für die Krankenkasse aus. Sein Vater kann Deutsch, aber das Deutsch der Formulare ist ein anderes. Wenn sein Vater frühmorgens auf den Fischmarkt geht, bringt er Obst für die ganze Familie mit. Wenn einer der Brüder ein neues Auto kaufen will, leiht ihm der andere Bruder Geld. Wenn Winterreifen auf die Autos müssen, dann schrauben sie zu dritt. Und wenn eines der Kinder in Mathe Schwierigkeiten hat, dann fragen sie Zubejda, Abdullas Tochter, siebte Klasse, Gymnasium.

„Welchen Sinn hat das Leben ohne Familie?“, fragt Abdulla. Für ihn ist das eine rhetorische Frage. Und wenn es eine Antwort gibt, dann nur eine: keinen.

Was ist Familie? Die Familie schweigt: erste Generation, zweite Generation, dritte Generation. Sie sitzt im Wohnzimmer und schweigt. Vielleicht ist die Frage dumm.

Als fragte man: Warum dreht sich die Erde? Warum fließt Wasser bergab? Was ist Wetter?

Dann sagt Zelfi, der Fußballer, nach Auskunft des Vaters erst kürzlich der Pubertät entkommen, 17 Jahre alt, drei Streifen auf der Trainingsjacke, ein strahlender Mensch: Familie ist, wenn immer jemand da ist.

Dann sagt Abdulla, sein Vater: Wir schicken die Alten nicht in Heime. Das ist Familie. Abdulla sagt, dass sich auch sein Sohn am wohlsten in Çhelopek fühle, in ihrem Dorf in Mazedonien.

Deutschland, das ist das Land der kleinen Familien, der Scheidungen, der sinkenden Geburtenraten, der Singles, der Altenheime. Das Land, in dem Alleinstehende Lasagne in die Mikrowelle schieben, während Abdulla Ramadani mit zwölf Menschen in einem Raum sitzt, Verbindungen aus Blut und Liebe, jedes Wochenende, wie jetzt.

Deutschland, das ist auch das Land von Thilo Sarrazin, sagt Abdulla. Und er erzählt, wie seine Mutter, die Kopftuch trägt, an einer Hamburger U-Bahn-Station einmal einen Passanten nach dem Weg fragte. Und wie der Passant geantwortet habe: Mit dummen Menschen rede ich nicht.

Abdulla denkt über seinen Sohn nach: In Çhelopek kann er Traktor fahren. Fußball spielen. Nichts tun. Ihm geht es besser

dort, denkt Abdulla. Irgendwann einmal sollten wir aufs Land ziehen, denkt Abdulla. Wo es große Häuser gibt für wenig Geld. Deutschland, das ist das Land von Frühjahr, Herbst und Winter. Mazedonien, das ist das Land des Sommers, das Land der großen Ferien: Dann fahren sie in Hamburg-Farmen los, zwei Autos, zehn Personen, 2.200 Kilometer, Übernachtung in Linz bei einem Cousin, nicht weit von der Autobahn weg, dann weiterfahren, nach zwei Tagen Fahrt steigen sie in Çhelopek aus: Sie rollen die Läden hoch in ihrem Haus. Sie lüften durch. Im Juli und im August liegen die Durchschnittstemperaturen in Çhelopek bei 30 Grad.

Neben ihrem Haus stehen vier weitere Häuser, sie gehören der Großfamilie, 5.000 Quadratmeter Land. Im Sommer sind sie 60, vielleicht 70 Personen. Sie grillen. Zelfi, der Fußballer, darf Traktor fahren. Mit seinem Smartphone macht er Bilder vom Haus.

Abdulla denkt weiter über seinen Sohn nach: Er soll eine Ausbildung machen, einen Job finden. Was ist mit einer Freundin? Erst die Ausbildung, der Job. Was ist mit Ausziehen, einer eigenen Wohnung? Erst die Ausbildung, der Job.

Bei der Arbeit spricht Abdulla mit einem Kollegen. „Ich habe Probleme mit meinem Sohn“, sagt sein Kollege. „Die Probleme sind überall die gleichen“, sagt Abdulla.

An einem Montag sitzt Abdulla Ramadanis auf seiner Couch in Hamburg-Farmen, vor zehn Jahren ist er bei seinen Eltern ausgezogen, ein paar hundert Meter weiter ist er gezogen, weniger als eine Minute läuft er zum Haus der Eltern, in dem auch der Bruder mit seiner Familie lebt.

Es ist der Tag, nachdem sich die Familie zu zwölf getroffen und darüber gesprochen hatte, wie es ist, eine Familie zu sein, eine so große. Der Tenor war: Es ist sehr gut, eine so große Familie zu sein. Es ist wie ein Kreislauf. Abdullas Eltern sind noch nicht pflegebedürftig, aber wenn sie es sind, dann will Abdulla helfen, selbstverständlich. Vielleicht sind die Eltern dann sechs Monate im Jahr bei ihm, sechs Monate bei seinem Bruder. Oder die Eltern entscheiden, bei wem sie leben wollen.

Seine Frau bringt schwarzen Kaffee. Milch. Schokoladenkekse. Kitkat. Der Kaffee schwapp in den Bechern, als sie ihn

„Wofür arbeitet man, wenn nicht für die Familie?“

auf den Wohnzimmertisch stellt. Abdulla zeichnet ein Diagramm: seine Familie. Das Diagramm hat drei Ebenen, jede Ebene eine Generation.

Abdulla reibt sich das Gesicht. Er hat kaum geschlafen, wie er selten gut schläft am Wochenanfang. Montags wechselt seine Schicht, von der Frühschicht zur Spätschicht, von der Spätschicht zur Nachtschicht, von der Nachtschicht zur Frühschicht.

„Ich arbeite für die Familie“, sagt Abdulla. Frühschicht, Spätschicht, Nachtschicht. Frühschicht, Spätschicht, Nachtschicht. Frühschicht, Spätschicht, Nachtschicht.

„Wofür arbeitet man, wenn nicht für die Familie?“, fragt Abdulla.

Abdulla muss mit den Schichten arbeiten, doch die Schichten arbeiten gegen ihn. Sie arbeiten gegen die Familie. Und sie arbeiten gegen seine Religion.



Hier wohnen zwei Generationen der Ramadanis – die dritte lebt eine Minute entfernt

Er wischt über sein Smartphone, wenn er die Gebetszeiten nachschauen will: 6.20 Uhr, 12.11 Uhr, 14.30 Uhr, 17.04 Uhr, 18.35 Uhr. Wenn er bei der Arbeit ist, dann kann er nicht beten. Aber er bete, sooft es geht. Er klingt fast entschuldigend.

Seine Frau kann den Koran auf Arabisch lesen. Die Kinder lesen den Koran auf Arabisch. Er ist noch nicht so weit, aber er will bald so weit sein. Wieder klingt er fast entschuldigend. Der Koran lehnt im Wohnzimmerregal, neben dem Fernseher, aufgerichtet, von bunten Post-its durchzogen, jede Sure griffbereit.

Eine Sure besagt, dass man der Familie helfen muss.

Sein Sohn Isa kommt in den Raum, geboren 2007, er hat keine Schule, weil er krankgeschrieben ist, der linke Arm ist unter seinem Pullover an den Körper gebunden, zwei Drähte stecken im Knochen: Er pendelt vom Wohnzimmer zur Küche, von seiner Mutter zu seinem Vater, sein Vater legt Isa eine Hand auf den Kopf.

Abdulla denkt über Isa nach: Vielleicht sollte er anfangen, in einem Verein Fußball zu spielen.

Letzte Woche war Isa durch die Wohnung gerannt und so hingefallen, dass ein Knochen splitterte. Er musste operiert werden. Isa lag fünf Tage im Krankenhaus. Die Ärzte beschwerten sich, weil jeden Tag Isas Familie kam und kleine Geschenke brachte, das war den Ärzten zu viel: die Eltern, die Großeltern, die Tante, der Onkel, Cousins, Cousins, die Geschwister.

Neben Isa lag ein Junge im selben Alter, ein deutscher Junge, sagt Abdulla. Der deutsche Junge habe nur einmal Besuch bekommen, von seiner Mutter. „Wo ist Papa?“, habe der deutsche Junge gefragt. „Wo ist Opa?“

Abdulla war es peinlich, wie viele Geschenke sie Isa brachten. Doch vor allem war es ihm peinlich, wie einsam der deutsche Junge war. ←

Was es bedeutet, in einer armen Familie aufzuwachsen
fluter.de/familie

Was geht ab, Bro?

Warum sprechen wir eigentlich Freunde mit Bruder oder Schwester an? Ein Stück über Wahlverwandtschaften

Text: Sabrina Gaisbauer

Gib mir deine „Bro-Fist“:
Wenn man zeigen will, wie nah
man sich steht, kann man auch
mal brüderlich die Fäuste
zusammenstoßen lassen



→ Der Holzboden des Festzelts bebt, der Bass dröhnt, die Menge tanzt. Csaba, Anfang 20, lacht, singt, feiert mit seinen Arbeitskollegen. Vor etwas über einem Jahr ist er aus Ungarn ins Rheinland gekommen. Ob er sich hier allein fühlt? „Edo ist doch mein Bruder“, sagt er und deutet auf einen türkischen Kollegen, den er seit ein paar Monaten kennt. Der zapft zwei Pils aus dem Fass, für das alle am Tisch zusammengelegt haben. „Komm, wir trinken, Bruder.“

Wenn man jemanden als Familienmitglied anspreche, gehe es auch um die eigene Identität, sagt Bernd Meyer, Professor für Interkulturelle Kommunikation an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. „Der Ausdruck brothers and sisters, der ursprünglich von Schwarzen in den USA benutzt wurde, ist ein Zeichen besonderer Nähe.“

In Deutschland hört man familiäre Anreden häufig von Türkischstämmigen. „Abi“ für älterer Bruder ist so ein Wort, das Wertschätzung ausdrückt und inzwischen auch von Jugendlichen ohne Migrationshintergrund verwendet wird. „Solche Anreden verbreiten sich zwischen den Jugendkulturen. So zeigt man, dass man zur selben Subkultur gehört“, sagt Kommunikationsforscher Meyer.

Mit dem Stichwort „Familie“ sei der Wunsch nach etwas Dauerhaftem und Verlässlichem verknüpft, sagt Kerstin Jürgens, Professorin für Mikrosoziologie an der Uni Kassel. Man hoffe auf „Solidarität, Liebe, Geborgenheit“, die in Familien auf langjährigem Zusammenleben basieren. Klar, in Freundeskreisen würden keine Kinder erzogen, sie könnten aber durchaus wie Familien empfunden werden.

Auch das Zusammenleben in einer Wohngemeinschaft wie der von Barbara, 25. Ihre Wohngemeinschaft war bunt durchmischt was Alter und Herkunft betrifft: Inder, Franzosen, eine Litauerin und auch ein paar Deutsche waren dabei. „Die Wohnung war nicht besonders hübsch, die Mitbewohner haben aber so aufgeschlossen und familiär miteinander gewirkt, da wusste ich gleich: Da will ich einziehen“, sagt Barbara. „Klar gab's auch öfter Zoff, gerade weil wir so unterschiedliche Typen waren, aber das war nie so wichtig.“ Das Zusammengehörigkeitsgefühl sei stärker gewesen. „Wir haben uns so gut kennengelernt, dass wir schon eine kleine, etwas ausgeflippte Familie waren.“

Die Soziologin Jürgens sieht auch in unsicheren Beschäftigungsverhältnissen einen Grund für die Sehnsucht nach quasi-familiärer Geborgenheit im Alltag. „Zukunftssorgen sind weit verbreitet. Das führt dazu, dass viele Menschen verstärkt nach Sicherheit in der Familie und auch bei Freunden suchen.“ Heute müsse man aber flexibel und mobil sein, und notfalls auch an einem anderem Ort seine Existenz neu aufbauen. Keine guten Bedingungen für die Familienbeziehung, oder auch, um eine neue Familie zu gründen. Können stattdessen Freundschaften als Familienersatz herhalten? „Um in Freundschaften eine solche Solidarität aufzubauen, braucht es viel Zeit, gemeinsame Erfahrungen und vor allem Vertrauen. Über virtuelle Netzwerke lässt sich das nur bedingt bewerkstelligen, dafür ist Präsenz nötig“, so Jürgens. „Aber falls wir keine eigene Familie haben, zum Beispiel, wenn wir älter sind, kommen wir dazu, uns Wahlgemeinschaften zu suchen, bei denen wir Geborgenheit finden und auf die wir auch im Notfall zählen können.“ ←

Das sieht dir ähnlich

Habe ich die Matheschwäche von meinem Vater? Bin ich so sanft wie meine Mutter? Über die Frage, ob das eigene Verhalten Veranlagung ist oder von der Umwelt geprägt

Text: Cord Riechelmann



Das Aussehen ist natürlich genetisch bestimmt: Dieses Bastel-Experiment zeigt ganz gut, ob man seinen Eltern ähnlich sieht oder eher nicht

→ Wer sich schon einmal gefragt hat, ob die eigene Matheschwäche mit den Schwierigkeiten von Mama, Papa oder der Großmutter zu tun hat, ist schon mittendrin im Problem. Ob die Fähigkeiten (oder Nichtfähigkeiten) eines Menschen ererbt oder ob sie durch Umwelteinflüsse bedingt sind, lässt sich nämlich nicht beantworten. Vielmehr: Die Frage ist völlig veraltet und wissenschaftlich überholt. Weil nämlich die Verwirklichung von Erbanlagen in einem ständigen Wechselspiel mit Umwelteinflüssen stattfindet. So wird es das größte mathematische Talent zu nichts bringen, wenn es nicht täglich übt. Oder, wie es der Schriftsteller Theodor Fontane einmal gesagt hat: „Genie ist Fleiß.“

Wenn Kinder zum Beispiel das Verhalten der Erwachsenen beobachten, werden sie sehr viele Verhaltensweisen sehen, mit denen sie erst später selber etwas anzufangen wissen. Wenn ein Kind seinen Vater ein Brot schneiden sieht, dann wird ihm diese Beobachtung Jahre später helfen, die wirklichen Bewegungen in die Tat umzusetzen. Der Psychologe Albert Bandura hat diesen Vorgang „soziales Lernen“ genannt.

Dabei ist das Brotschneiden ein einfaches Beispiel. Andere Arten des Modelllerns sind komplizierter. So ist es zum Beispiel selten möglich, direkt nachzuvollziehen, inwiefern sich aggressives Verhalten erwachsener Menschen auf deren frühe Kindheitserfahrungen gründet. Dass man sich in Konfliktsituationen ähnlich verhält, wie man es als Kind bei Erwachsenen beobachtet hat, ist hingegen wissenschaftlich gut dokumentiert. Wer oft und regelmäßig in seiner Kindheit Gewalt mitbekommt, neigt später zur Anwendung von Gewalt in Auseinandersetzungen. Oder sagen wir es so: Die Wahrscheinlichkeit dafür ist groß, zwangsläufig ist es natürlich nicht. Wer autoritäre Eltern hat, muss deshalb nicht selbst autoritär werden. Es ist nur eben ungewöhnlich, ein Verhalten zu entwickeln, das einem nie oder nur selten vorgelebt wurde.

Niemand wird je vorhersagen können, warum jemand ein guter Schüler wird. Es steht nicht als Vorschrift in den Genen, sondern entwickelt sich in den komplizierten Verhältnissen, in denen jeder Einzelne von uns lebt. Sicher ist nur eins: Keine Begabung ist so stark, dass sie nicht durch die Verhältnisse zerstört werden kann. ←

Kühlen Kopf bewahren

Kindergeld, Ehegattensplitting
und Kitaplätze: Der Staat
gibt ganz schön viel Geld aus
für seine Familienpolitik.
Aber was will er noch mal genau?
Versuch einer Aufklärung

Text: Sarah Lotz



→ Der erste Brief, den Vater Staat seinem Kind schickt, ist ein Brief vom Bundeszentralamt für Steuern. Ein paar Wochen nach der Geburt jedes Babys liegt der Umschlag aus chlorfrei gebleichtem Papier im Briefkasten, und darin steht:

Sehr geehrte Dame, sehr geehrter Herr, das Bundeszentralamt für Steuern hat Ihnen die Identifikationsnummer 49 175 034 86 zugeteilt.

Dass Bundesbürger schon eine Steueridentifikationsnummer bekommen, noch bevor sie laufen können, hat auch damit zu tun, dass jeder in Deutschland gemeldete Mensch vom ersten Tag seines Lebens an Teil des Generationenvertrages ist. Denn Vater Staat rechnet damit, dass das Baby eines Tages arbeiten wird und Steuern zahlt und so seinen Anteil am Generationenvertrag erfüllt, der vorsieht, dass die Jungen mit ihren Steuern die Renten der Alten sichern.

So gesehen sind die Milliarden, die der Staat jedes Jahr für Familien ausgibt, eine gute Investition. Dennoch wird die Familienpolitik, die eigentlich nichts anderes im Sinn hat, als Familien zu unterstützen, immer wieder heftig kritisiert: Unübersichtlich und widersprüchlich sei sie, und außerdem wenig effizient. Die Geburtenrate sei viel zu niedrig, und es gebe noch immer zu viele Kinder, die im reichen Deutschland unterhalb der Armutsgrenze leben. Die Frage, die über allem steht, heißt:

Wo fließen sie hin, die 200 Milliarden, die jedes Jahr für Familienpolitik ausgegeben werden?

„Sie fließen in 156 verschiedene Leistungen, die nur zu einem relativ geringen Teil direkt an Familien mit Kindern ausgezahlt werden“, sagt Martin Bujard vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden. Der Großteil des Geldes wird nicht etwa für Kindergeld ausgegeben, sondern fließt beispielsweise ins Steuer- oder Rentensystem, in die Krankenversicherung oder die Wohnraumförderung. Bujard hat ausgerechnet, dass die Ausgaben für Kinder eigentlich nur bei insgesamt 86,3 Milliar-

den Euro liegen, wenn man ehebezogene und Sozialversicherungsleistungen abzieht. Immer noch reichlich Geld, sollte man meinen. Tatsächlich gehen davon pro Jahr fast 40 Milliarden für Kindergeld weg, das monatlich für mehr als 14 Millionen Kinder ausgezahlt wird.

Etwa genauso viel Geld wird für die Renten von Witwen und Witwern ausgegeben, auch das ist Familienpolitik. Oder dass Paare, die gar keine Kinder haben, durch das Ehegattensplitting Steuern sparen. Knapp 20 Milliarden Euro pro Jahr kostet das Ehegattensplitting, viermal so viel wie die Ausgaben für das sogenannte Elterngeld, mit dem erwerbstätige Eltern gelockt werden, ein paar Monate zu Hause bei ihren Kindern zu bleiben. Auch wegen des Ehegattensplittings wird die deutsche Familienpolitik von vielen kritisiert. Sie fördere die Falschen, und die, die wirklich Kinder großzögen, sähen viel zu wenig von all dem Geld.

Wer beeinflusst die Familienpolitik? Und vor allem: in welche Richtung?

Welche Ziele für die Familienpolitik definiert werden, hängt ganz davon ab, wer sie festschreibt. „Traditionell sind beispielsweise die Arbeitgeberverbände daran interessiert, dass Mütter dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. Kirchliche Verbände dagegen setzen sich oft für Armutsbe-

kämpfung oder eine bessere Bildung ein“, sagt Martin Bujard. „Man kann beobachten, dass Arbeitgeber häufig eine stärkere Lobby haben als klassische Familienverbände. Aber primär hat die Familienpolitik die ökonomische Sicherung der Familien, die Stärkung des Wohlbefindens der Kinder und die Wahlfreiheit der Eltern als Ziel.“

Auch deshalb fördert der Staat mit seinen Leistungen ganz verschiedene Lebensmodelle: So investiert er zum einen massiv in den Ausbau von Kindertagesbetreuung, zum anderen unterstützt er mit dem Betreuungsgeld Eltern, die ihre Kleinkinder zu Hause erziehen möchten. Gesellschaftliche Veränderungen und staatliche Fördermaßnahmen beeinflussen sich dabei gegenseitig: Wenn immer mehr Eltern arbeiten gehen wollen, brauchen sie Kindertagesstätten, in denen ihre Kinder gut aufgehoben sind. Wenn Vater Staat dann Geld in den Kita-Ausbau steckt, überlegen sich vielleicht noch mehr Eltern, arbeiten zu gehen. Und seitdem es das Elterngeld gibt, das in voller Höhe nur dann ausbezahlt wird, wenn beide Elternteile einige Monate zu Hause bei ihrem Baby bleiben, nehmen auch viel mehr Väter Elternzeit.

Warum genießt eigentlich die Ehe einen besonderen Schutz?

Dass die Mutter das Essen kocht und abends auf den Tisch stellt, war für viele lange Zeit selbstverständlich. Bis Mitte 1977 war das „bürgerliche Familienmodell“, in dem der Vater arbeitet und die Mutter sich um Haushalt und Kinder kümmert, sogar im Bürgerlichen Gesetzbuch verankert. Und erst seit diesem Jahr hat der Staat anerkannt, dass man nicht verheiratet sein muss, um mit dem gemeinsamen Kind „in sozial-familiärer Gemeinschaft“ zu leben und eine im Sinne des Grundgesetzes „geschützte Familie“ zu bilden. Auch kämpfen Väter im Falle einer Trennung – mittlerweile mit einigem Erfolg – schon seit einigen Jahren dafür, dieselben Rechte zu haben wie Mütter.

Solche gesetzlichen Änderungen sind auch deshalb so wichtig, weil Ehe und Familie besonderen staatlichen Schutz genießen, garantiert durch Artikel 6 des Grundgesetzes. Wer als Familie anerkannt

20

Milliarden Euro Steuern entgehen dem Staat, weil verheiratete Paare jährlich durch das sogenannte Ehegattensplitting weniger Steuern zahlen

38,5

Milliarden Euro Kindergeld wurden 2013 ausgezahlt - für mehr als 14 Millionen Kinder

29,2

Jahre alt ist im Durchschnitt eine Mutter in Deutschland, wenn sie ihr erstes Kind zur Welt bringt

wird, genießt nicht nur im Steuersystem besondere Privilegien, sondern ist auch vor Übergriffen des Staates in die Erziehung bis zu einem gewissen Punkt geschützt. Erst wenn das Wohlergehen der Kinder in Gefahr ist, haben einige Institutionen das Recht, in den Familienalltag einzugreifen. Dann schickt das Jugendamt professionelle Helfer oder nimmt im Ausnahmefall auch einmal Kinder aus den Familien heraus (siehe Reportage auf Seite 28).

Der Staat hat ein ureigenes Interesse daran, Familien zu unterstützen. Familien leisten mit der Kindererziehung nicht nur einen Beitrag für das Funktionieren des staatlichen Gefüges, der kaum zu überschätzen ist, sie spielen darüber hinaus für viele Politikfelder schon deshalb eine große Rolle, weil es in Deutschland über acht Millionen Familien mit minderjährigen Kindern im Haushalt gibt.

Querschnittspolitik? Was soll das denn sein?

Das wirkt sich auch auf die Entscheidungsfindung der Politiker aus, hat Martin Bujard beobachtet: „Für familienpolitische Maßnahmen gibt es schneller Mehrheiten im Politikbetrieb als für die meisten anderen Entscheidungen. Mit ihnen werden ganz einfach oft viele Interessen getroffen, und es bilden sich Interessenkoalitionen, die auf anderen Feldern kaum denkbar wären.“

Die Ziele der Familienpolitik überschneiden sich beispielsweise mit Zielen der Arbeitsmarkt- oder auch der Bildungspolitik. Auch deshalb ist sie eine Querschnittspolitik, deren Maßnahmen sehr heterogen und über verschiedene Ministerien verteilt sind.

Direkt nach der Geburt sendet Vater Staat seinem neugeborenen Mitglied also nicht nur den Brief mit der Steueridentifikationsnummer. Er schickt auch das Mutterschaftsgeld aufs elterliche Konto, das Elterngeld und das erste Kindergeld. Für das übrigens nicht das Familienministerium zuständig ist, sondern das Finanzministerium. ←

Menschenkinder

Geldstrafe, wenn du deine Oma nicht besuchst: Was sich andere Länder so einfallen lassen, um Politik zu machen

Text: Marion Bacher



Skandinavien

Die Gleichberechtigung der Geschlechter ist in den skandinavischen Ländern vergleichsweise weit fortgeschritten. Für Mütter und Väter gibt es je nach Land insgesamt zwischen neun und 16 Monaten großzügige Elternzeitvereinbarungen. Auch versuchen die Länder verstärkt den Vätern die Betreuung ihres Nachwuchses zu finanzieren. Der skandinavische Ansatz der Gleichberechtigung hat die Wohlfahrtsstaaten auch dazu angespornt, Krippen und Kinderbetreuungsstätten massiv auszubauen. 70 bis 90 Prozent der Kleinen spielen heute in Tageseinrichtungen. Nicht ganz so hoch ist der Anteil in Finnland und Norwegen, in letzterem ist der Zugang zu guten staatlichen Betreuungseinrichtungen nicht wie in den anderen Ländern garantiert. Als Ausgleich gibt es in beiden Ländern Geld für die Betreuung zu Hause. Wie in Deutschland ist auch dort die „Wahlfreiheit“ umstritten - dass man also aussuchen kann, ob man Geld für die Kita bekommt oder für die Betreuung daheim.



Frankreich

Frankreich - ein Paradies für kinderreiche Familien? Steuern zahlt man im Land der hohen Geburtenrate zumindest kaum noch, wenn man drei oder mehr Kinder hat. Neidisch schaut der deutsche Nachbar auf die Demografieentwicklung im Westen. Knapp über zwei Kinder bringen Französinen im Schnitt zur Welt, das sind fast doppelt so viele wie hierzulande. Ob es an dem generellen Kinderwunsch von Französinen und Franzosen liegt, oder doch an der progressiven Familienpolitik, darüber sind sich Experten nicht einig. Sicher ist, dass der Mix aus Steuererleichterungen, Kindergeld und nahezu flächendeckenden Kinderbetreuungseinrichtungen die Karriere trotz Nachwuchs begünstigt. Außerdem gilt: Ein Kind allein zahlt sich nicht aus - denn erst ab dem zweiten gibt es Kindergeld vom Staat.



China

Im Juni trat in China das Gesetz zum „Schutz der Rechte älterer Menschen“ in Kraft, das Geldstrafen vorsieht, wenn Kinder und Enkel ihre Verwandten nicht oft genug besuchen. Nach Angaben der Weltbank dürfte sich die Zahl der über 60-Jährigen bis 2050 auf 34 Prozent verdoppeln. Seit Ende der 70er Jahre gilt im Reich der Mitte die Ein-Kind-Politik, die erst jetzt ein wenig aufgelockert wird. Irgendjemand muss ja für die älteren Bürger die Renten zahlen. Bisher galt: Wer mehr als ein Kind hat, dem drohen horrend Geldstrafen. Die Ein-Kind-Politik wirkte sich auch negativ auf das Sozialleben aus. „Kleine Kaiser“ werden die Einzelkinder genannt. Mädchen werden aufgrund ihres geringeren gesellschaftlichen Status sogar oft abgetrieben. So kommen in China auf 100 Mädchen etwa 120 Jungs. Und wieder will die Regierung der Entwicklung mit Gesetzen entgegenwirken. So darf heute das Geschlecht des Kindes vor der Geburt nicht mehr ermittelt werden.

In aller Frühe

In wenigen anderen Ländern der Welt gibt es so viele Teenagerschwangerschaften wie in Venezuela

Eine Fotoreportage von Meredith Kohut



→ In vielen Entwicklungsländern kommen auf 1.000 schwangere Frauen über 50, die noch keine 18 Jahre alt sind, in Deutschland sind es weniger als zehn. Und von den 7,3 Millionen Mädchen in Entwicklungsländern, die jedes Jahr vor ihrem 18. Geburtstag Mutter werden, sind laut einem Bericht der Vereinten Nationen zwei Millionen noch keine 15 Jahre alt. Teenager-Schwangerschaften seien sowohl eine Folge als auch eine Ursache von Armut, fehlender Bildung und mangelnder Gleichstellung, heißt es im Weltbevölkerungsbericht der UN für das Jahr 2013. Mädchen, die länger in die Schule gehen und die Aussicht auf einen Job haben, werden später Mütter. Daher seien Schwangerschaften auch ein „Ausdruck von Machtlosigkeit, Armut und äußeren Zwängen“.



01 Rund ein Fünftel aller Babys wird in Venezuela von Teenagern zur Welt gebracht. Auf dem großen Bild sind Dioville, Yanaifre und Keisy in ihrem Viertel in der venezolanischen Hauptstadt Caracas zu sehen

02 Maria, 16, hat eben ihre Tochter Camilla zur Welt gebracht. Noch schafft sie es nicht, sie anzusehen

2



03 Die 15-jährige Yanaifre möchte später Tänzerin werden und hofft, dass ihre Tante auf das Baby aufpasst, damit sie zur Schule gehen kann. Sie sei aus Versehen schwanger geworden, sagt sie. Ihr Freund habe sich gefreut, Vater zu werden - er hat sie aber im Krankenhaus kaum besucht

3



4



5

04 Yanaifres
Freundin Diovi-
le erklärt ihr,
welche Arten von
Windeln es gibt

05 Yanaifre hat
frei, ihre Tante
passt auf ihren
Sohn Dilan auf.
Sie will sich auf
Jobsuche begeben,
damit sie bald mit
ihrem Freund in
ein eigenes Apart-
ment ziehen kann

Jetzt musst du es machen

Eigentlich wollte er in Ruhe fertig studieren, doch als sein Vater starb, musste Robin den elterlichen Betrieb übernehmen. Und ein schweres Erbe antreten

Text: Andreas Pankratz, Illustration: Jindrich Novotny



Jetzt geht's auch für Robin um die Wurst. Seine Firma stellt Geräte für die Gastronomie her: Currywurstschneider, Friteusen oder auch Popcornautomaten

→ Dein Vater ist tot. Diese Nachricht bekam Robin Hellwinkel am Telefon, als er in einer Vorlesung saß. Nachdem er aufgelegt hatte, mischte sich in Schock und Trauer sofort die Klarheit: Du musst jetzt den Betrieb übernehmen. Das Erbe. Die Verantwortung über 35 Angestellte. Du musst das fortführen, was schon vier Generationen aufgebaut und bewahrt haben.

Jetzt, rund acht Monate nach dem Tod des Vaters, ist der 24-Jährige gemeinsam mit seiner Mutter Gesellschafter und alleiniger Geschäftsführer des Familienunternehmens Neumärker, das im sauerländischen Hemer Waffeleisen, Popcornautomaten, Currywurstschneider und andere Geräte für die Gastronomie herstellt.

Es ist ein Bruch, mit dem Robins Leben eine neue Richtung bekommen hat. Vielleicht noch entscheidender ist der Generationswechsel für die Firma, die Robins Vorfahren ein Jahrhundert lang durch viele Widrigkeiten gelenkt haben.

Denn eigentlich ist Robin noch gar nicht fertig mit dem Studium. Erst nächstes Jahr schreibt er seine Masterarbeit an der IÉSEG, einer Elite-Wirtschaftsschule im französischen Lille. Dort hat er in den vergangenen Jahren das Handwerk des Unternehmers gelernt. Zuletzt fand er aber nur wenig Zeit, sich um seinen Abschluss zu kümmern. „Es ist schon hart“, sagt Robin. „Alles, was ich mir in Frankreich aufgebaut habe, ist vorbei.“ Er sagt es ganz nüchtern, ohne Wehmut, während er in seiner Mittagspause die gebratenen Nudeln vom China-Imbiss auf die Gabel rollt.

Der kleine Besucherraum der Firma, wo er sich zur Mittagspause hingesetzt hat, ist eher altmodisch eingerichtet, wie eine gutbürgerliche Gaststätte. Sein Vater nutzte den Raum vor langer Zeit als Büro. Vor dem Eingang empfängt die Besucher eine schwere Standuhr. In den Regalen erinnern Neumärker-Bügeleisen an die ersten Jahre des Unternehmens – Bügeleisen, die einst statt mit Strom mit heißer Kohle betrieben wurden. Für Robin sind sie auch eine Mahnung, fortzuführen, was so viele Jahre zuvor begonnen hat.

Angefangen hat alles mit Robins Ur-Ur-Großvater Ernst Neumärker, der 1894 in Düsseldorf mit Sargbeschlagen und Sarggriffen handelte. 1910 kaufte er schließlich die Gießerei in Hemer bei Iserlohn, und aus den Sarggriffen wurden erst Bügel- und dann Waffeleisen.

Die Geräte verkauften sich so gut, dass die Firma schon 1912 rund 1.000 Mitarbeiter beschäftigte. Das Unternehmen florierte und betrieb zehn Fabriken und mehrere Niederlassungen in ganz Europa. „Im Zweiten Weltkrieg ist dann sehr viel kaputtgegangen“, erzählt Robin. In der Nachkriegszeit konnte das Unternehmen nicht an die frühen Erfolge anknüpfen. Ende der 60er Jahre kam dann fast der Bankrott, bis Robins Vater Wolfgang die Führung übernahm. „Er hat das Unternehmen wieder aufgebaut“, sagt der Sohn.

Robin erinnert sich noch gut daran, wie er als Fünfjähriger in der Verwaltung und der Produktion gespielt hat. In den Räumen, wo sie gearbeitet hat, hat die Familie früher auch gewohnt. Deswegen kannten die meisten Mitarbeiter ihren heutigen Chef schon als kleinen Jungen. Für den jetzt 24-Jährigen ist das kein Problem. „Das zeichnet ein mittelständisches Unternehmen aus, dass die Mitarbeiter wie eine zweite Familie sind.“

Der Mittelstand wird von Politikern oft als Stütze der deutschen Wirtschaft und Quelle des Wohlstands gelobt. Die meisten

mittelständischen Unternehmen befinden sich im Besitz von kleinen und großen Familien; aber auch hinter riesigen Konzernen wie beispielsweise der Metro-Gruppe, BMW oder Bosch bestimmen Familien die Geschäftspolitik. Ob Dax-Unternehmen oder kleiner Handwerksbetrieb – Familienunternehmen stehen im öffentlichen Ansehen oft für Werteverbundenheit statt für blindes Wachstumsstreben und für einen verantwortungsvollen Umgang mit den Mitarbeitern statt für kurzfristiges Streben nach Profit.

Dem fühlt sich auch Robin verpflichtet und hat sich einiges von seinem Vater abgeschaut, kleine Gesten der Wertschätzung zum Beispiel. So begrüßt er morgens jeden Beschäftigten persönlich. „Das Unternehmen ist sehr stark von meinem Vater und seinem Charisma geprägt. Seine Vorbildfunktion für die Mitarbeiter muss ich jetzt übernehmen“, sagt Robin. Fast könnte man auf die Idee kommen, das gerahmte Bild des Vaters im Flur sei eine Mahnung an den Sohnnemann: Junge, mach nichts, was dein alter Herr nicht auch tun würde.

Ist die Verantwortung nicht zu groß? Robin, über 1,90, breite Schultern, lächelt. Es kam für ihn und seine Mutter nicht infrage, dass ein externer Geschäftsführer den Betrieb übernimmt. „So

Gut und schön, was der Vater gemacht hat. Aber nun geht's richtig los

jemand vertritt nicht in erster Linie unsere Interessen“, sagt Robin. Ohnehin war es für ihn spätestens nach dem Abi klar, dass er selbst Unternehmer werden will.

Das bedeutet, von morgens früh bis spät abends da zu sein. Auch am Wochenende muss Robin darüber nachdenken, was am besten ist für den Betrieb und seine Mitarbeiter. Wenn er sich und seinen Vater vergleichen müsste? „Ich habe einen ganz anderen Ansatz“, meint Robin. Sein Vater sei ein Kaufmann alter Schule gewesen, immer um das unmittelbare Wohl des Geschäftes besorgt, aber doch ein wenig verschlossen, was die Unternehmensführung angeht.

Sollte Robin Erfolg haben, wäre das zunächst nicht sein Verdienst, das gibt er offen zu. Der Vater hat mehr als 40 Jahre ein Unternehmen geführt, das weltweit mit 20 Handelspartnern seine Produkte vertreibt. Doch wenn der Sohn über Unternehmertum spricht, macht sich der Einfluss der zeitgenössischen Management-Lehre bemerkbar. Da ist bei ihm von einer Firmenphilosophie die Rede, von einer Vision, von Strukturen, die noch fehlen, von Marktvorteilen und einem langfristigen Aufbau der Marke. „Wir wollen größer und bekannter und in unserer Nische die Besten werden.“

Er steht auf dem Betriebshof und schaut sich um. In den vergangenen Jahrzehnten sei alles ein wenig chaotisch gewachsen: Produktion, Entwicklung, Lager. Aber das Hauptgebäude mit dem industrietypischen zackenartigen Scheddach steht noch da wie vor 100 Jahren. Was bedeutet für Robin Tradition? Er überlegt. Sie sei wichtig. Aber auch schädlich. „Wenn man sich nur auf sie stützt, vermittelt es den Eindruck, dass man auf der Stelle tritt.“ Robin, Unternehmer in fünfter Generation, hat dagegen noch viel vor; die Standuhr vor dem ehemaligen Büro seines Vaters soll kein böses Omen sein. Dass ihre Zeiger irgendwann auf 11.03 Uhr stehen geblieben sind, ist ihm noch gar nicht aufgefallen. ←

Sippen an Strippen

Ein paar mächtige Familien in
Wirtschaft und Politik

Text: Andreas Pankratz

Tata

Erst mit der Vorstellung ihres Kleinwagens Nano für umgerechnet 1.500 Euro wurde die indische Firma Tata vor einigen Jahren der breiten Öffentlichkeit im Westen bekannt. Doch hinter der kleinen Blechbüchse steht ein riesiges Wirtschaftsimperium, das bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreicht. Die ersten Rupien als Unternehmer verdiente sich Jamschedji Nasarwanji Tata um 1870 mit einer Handelsgesellschaft. Er gilt als Vater der indischen Industrialisierung. Heute steht der Familienname auf Telefonen, Teepackungen, Visitenkarten von Unternehmensberatern und der Stromrechnung vieler Inder. Die Tata Group beschäftigt inzwischen weltweit 540.000 Mitarbeiter.

Kennedy

Weniger als drei Jahre saß John F. Kennedy als US-Präsident im Oval Office, bevor er am 22. November 1963 in Dallas ermordet wurde. Und doch sind die Kennedys auch heute noch eine der einflussreichsten Familien der USA. Als Begründer der Dynastie gilt Joseph Patrick Kennedy (1888 bis 1969), der Vater von JFK. Joseph Patrick war Diplomat und Geschäftsmann und zeugte neun Kinder, von denen drei die Demokratische Partei und die politische Landschaft des Landes bis in die 80er Jahre prägen sollten - neben JFK vor allem Robert (1925 bis 1968) und Ted (1932 bis 2009).

Kim

Es ist nicht zweifelsfrei dokumentiert, ob Kim Jong-un (Jahrgang 1983 oder 1984) wie sein Vater und der Opa schon immer eine Karriere als Diktator von Nordkorea machen wollte. Oder ob er doch als Teenager davon träumte, Arzt, Landwirt oder Kosmonaut zu werden. Nun setzt der „Oberste Führer“ die Linie der „ersten kommunistischen Dynastie“, wie sie manchmal in den Medien genannt wird, in dritter Generation fort. Die begann mit der Herrschaft Kim Il-sungs Ende der 40er Jahre. Nach dem Koreakrieg (1950 bis 1953) baute der General einen Staat nach sowjetisch-stalinistischem Vorbild auf und regierte, bis er 1991 seinen Sohn Kim Jong-il zum Oberbefehlshaber der koreanischen Volksarmee und damit zum nächsten Staatschef ernannte. Die westliche Geschichtsschreibung macht die Herrscherfamilie für die wirtschaftliche Rückständigkeit und Armut des Landes verantwortlich. In Nordkorea dagegen lässt ein staatlich auferlegter Personenkult die Regentschaft der Kims in einem glänzenden Licht erstrahlen.



01 Jamshedji Nasarwanji Tata (oben Mitte)

02 John F. Kennedy mit Frau Jacqueline

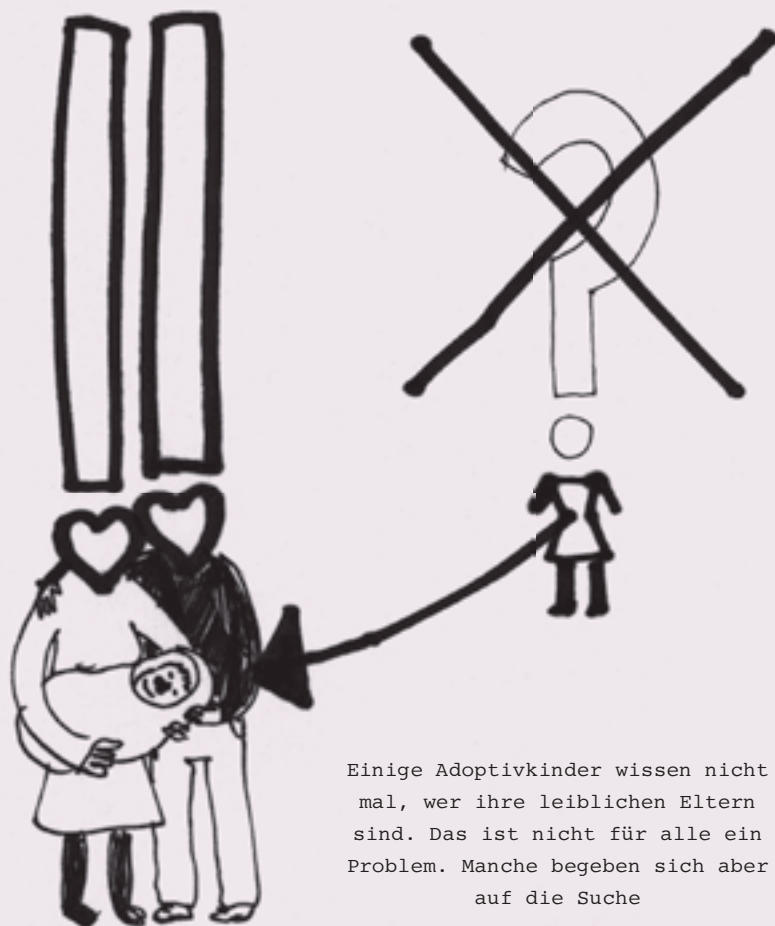
03 Kim Jong-un (rechts) ist nun der Herrscher in Nordkorea



So leben wir, Teil 2

Ist es für ein adoptiertes Kind eigentlich wichtig, dass es weiß, wer seine leiblichen Eltern sind? Elena (17) erzählt mal

Dokumentiert von Natascha Roshani, Illustration: Frank Höhne



S

→ Solange ich denken kann, weiß ich, dass ich adoptiert bin. Meine Eltern haben mir das schon sehr früh erzählt und sind immer offen damit umgegangen. Ich fühle mich aber nicht anders deswegen. Ich erinnere mich auch nicht, dass es ein Schock für mich war, als mir meine Eltern sagten, ich sei adoptiert. Meine Eltern sind einfach meine Mama und mein Papa – warum soll auch meine Adoptivmutter nicht meine Mutter sein, nur weil sie mich nicht geboren hat? Sie ist doch diejenige, die sich die ganze Zeit um mich kümmert, die mich aufgezogen hat.

Meine leibliche Mutter kenne ich nicht, ich bin gleich nach der Geburt adoptiert worden. Es interessiert mich auch nicht, wie meine Mutter ist oder aussieht, ich habe ja mit ihr nichts zu tun, es berührt mich gar nicht, ist nicht mein Leben. Warum sollte das wichtig für mich sein? Meine Adoptivmutter ist meine richtige Mutter, und meine andere ist meine „Geburtsmutter“.

Meine Mutter hat mir zwar angeboten, sie könne mir deren Namen sagen oder Fotos zeigen, aber ich will das gar nicht. Irgendwie hat sie nichts mit meiner Familie zu tun: Das sind meine Eltern und mein Bruder, der ja auch adoptiert ist, allerdings von anderen Eltern.

Über meinen Vater weiß ich auch nichts, von ihm habe ich noch nicht einmal ein Bild. Warum sie mich nicht wollten, weiß ich nicht, aber ich finde es gut, dass sie mich in eine Familie gegeben haben, von der sie wussten, dass ich dort gut aufgehoben bin. Meine Eltern werden ihre Gründe gehabt haben, weil man ja nicht einfach so sein Kind weggibt. Und deshalb bin ich ihnen eher dankbar, dass sie mich zur Adoption freigegeben und nicht unter irgendwelchen Strapazen aufgezogen haben. ←

[illegible][illegible]

Die Paten

La Famiglia nennt sich die italienische Mafia – tatsächlich bauen weltweit mafïöse Organisationen auf die bedingungslose Loyalität ihrer Mitglieder. Ein mörderischer Überblick

Texte: Constantin Wißmann, Illustration: Mario Wagner

Die Paten

La Famiglia nennt sich die italienische Mafia – tatsächlich bauen weltweit mafïöse Organisationen auf die bedingungslose Loyalität ihrer Mitglieder. Ein mörderischer Überblick

Texte: Constantin Wißmann, Illustration: Mario Wagner

Die Paten

La Famiglia nennt sich die italienische Mafia – tatsächlich bauen weltweit mafïöse Organisationen auf die bedingungslose Loyalität ihrer Mitglieder. Ein mörderischer Überblick

Texte: Constantin Wißmann, Illustration: Mario Wagner

Die Paten

La Famiglia nennt sich die italienische Mafia – tatsächlich bauen weltweit mafïöse Organisationen auf die bedingungslose Loyalität ihrer Mitglieder. Ein mörderischer Überblick

Texte: Constantin Wißmann, Illustration: Mario Wagner



5

1: Amerikanische Cosa Nostra

Geschichte: Mafiosi kamen bis in die 30er Jahre aus Sizilien und Neapel, vor allem nach New York und an die Ostküste
Mitgliederzahl: 24 Familien, allein fünf in New York. In den 60er Jahren 6.000 Mitglieder, heute deutlich weniger
Hauptaktivitäten: Kreditwucher, Schutzgeld, Prostitution, Glücksspiel, Drogen, Korruption von Gewerkschaften
Jahresumsatz: geschätzt 50 bis 90 Milliarden Dollar
Verbreitung: Vor allem im Nordosten der USA. Städte: Chicago, Detroit, aber auch Miami und Kuba
Struktur: Boss, Consigliere (Chefberater), Underboss, Capo, Soldat, Assoziierter, Anwärter, Verbündeter
Rituale: Auftragsmord für die Aufnahme zwingend. Das Blut des neuen Mitglieds tropft auf das Bild eines Heiligen. Das Bild wird verbrannt, dabei ein Eid geschworen
Bekämpfung: Durch ein 1970 eingeführtes Bundesgesetz konnte in den USA in den 80er und 90er Jahren die Macht der Cosa Nostra gebrochen werden. Im Januar 2011 nahm das FBI 127 Mitglieder fest, der größte Schlag gegen die Cosa Nostra

2: Russische Mafija

Geschichte: Unter Stalin entwickelte sich die Vorovsky Mir (Diebeswelt), ihre Anhänger nannten sich „Diebe im Gesetz“. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion expandierte die organisierte Kriminalität
Mitgliederzahl: 100.000 (geschätzt). Etwa 6.000 Gruppen, 200 davon agieren weltweit
Hauptaktivitäten: Drogen- und Waffenhandel sowie Menschenhandel. Handel mit Autos und Kaviar
Verbreitung: Weltweit. Stützpunkte in Israel, New York (Brighton Beach = „Little Odessa“), London, Berlin
Struktur: Viele Paten sind aus dem Offizierskorps der Roten Armee und des russischen Geheimdienstes KGB. In den Gefängnissen haben die Vory das Sagen. Das „Diebesgesetz“ verbietet es, eine Familie zu gründen oder einer regulären Arbeit nachzugehen
Rituale: Tätowierungen erzählen vom Status des „Diebes“, aber auch über seine Verurteilungen und Gefängnisaufenthalte
Bekämpfung: Wladimir Putin führte einige Anti-Mafia-Gesetze ein. Doch Beobachter sagen, dass „Big Business“ in Russland nicht ohne Unterstützung des Staates möglich ist. Das ist allerdings in anderen Ländern, etwa in Italien, auch nicht viel anders

3: Japanische Yakuza

Geschichte: Yakuza sehen sich als Nachfahren derer, die sich in früheren Jahrhunderten für die Armen einsetzten. Im regionalen Dialekt bedeutet Ya 8, Ku 9 und Sa 3. Ergibt 20. Wer diese Zahl im Kartenspiel Hanafuda erreicht, verliert. Yakuza sind die „schlechten Karten der Gesellschaft“
Mitgliederzahl: 100.000 (geschätzt), aufgeteilt in mehr als 2.500 Gruppen
Hauptaktivitäten: Prostitution, Drogen- und Waffenschmuggel, Schutzgelderpressung, Sportwetten, Börsenmanipulation und Menschenhandel
Verbreitung: Neben Japan auch Thailand und Südkorea, Hawaii und andere US-Staaten
Struktur: Kobun (Pflegekind) schwört dem Oyabun (Pflegevater) Treue. Mitglieder der Yakuza-Gruppen brechen oft ihre eigenen familiären Bindungen ab. Ganz oben steht der Kumicho, der Chef des Syndikats
Rituale: Man teilt den Sake aus einer Tasse. Oft Tätowierungen. Zur Bestrafung müssen sich Mitglieder selbst ein Fingerglied abtrennen
Bekämpfung: Seit Anfang der 90er Jahre ist die Betätigung in einer Bande strafbar; die Polizei verhaftete bereits mehrere hochrangige Yakuza-Bosse. Aufgrund von härteren Gesetzen haben viele Unternehmen begonnen, Yakuza-Aktivitäten zu meiden oder zu verbieten

4: Italienische Mafia

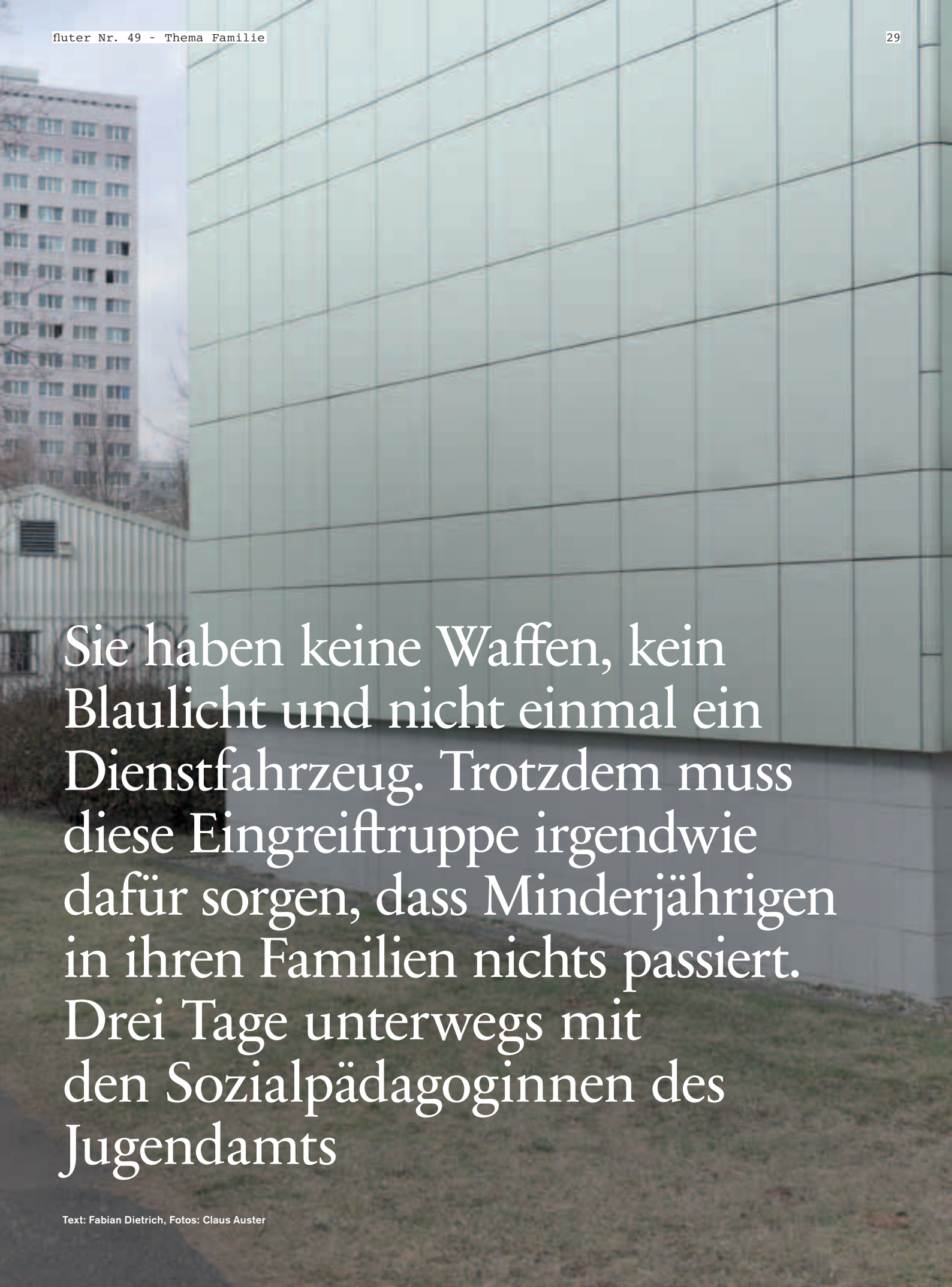
Geschichte: Seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Sizilien organisiert, heute hauptsächlich Cosa Nostra (Sizilien), Camorra (Neapel) und 'Ndrangheta (Kalabrien)
Mitgliederzahl: geschätzt 25.000 Mafiosi, 250.000 sogenannte Partner
Hauptaktivitäten: Schutzgelderpressung, Drogen- und Waffenhandel, Baugeschäfte, illegales Abladen von Giftmüll, Glücksspiel
Jahresumsatz: etwa 100 Milliarden Euro
Verbreitung: Italien, sonst vor allem die USA. In Europa Schweiz, Österreich, Frankreich, Deutschland
Struktur: Die einzelnen Gruppen heißen Cosca. Im Kern bestehen sie aus der Blutsfamilie. An der Spitze steht der Capo (Kopf), der von einem Vize-Capo (Vizechef) und verschiedenen Consigliere (Berater) unterstützt wird. Auf der untersten Hierarchiestufe stehen die Soldati (Soldaten)
Rituale: siehe amerikanische Cosa Nostra
Bekämpfung: Der italienische Staat bekämpft vor allem die Cosa Nostra. Auf Sizilien ist in den 90er Jahren eine größere Antimafia-Bewegung entstanden, die auch innerhalb der Bevölkerung einen breiten Rückhalt genießt

5: Mexikanische Kartelle

Geschichte: In den 80er Jahren gründete der ehemalige Bundespolizist Miguel Ángel Félix Gallardo das Guadalaajara-Kartell. Daraus entstanden bis heute diverse Kartelle, darunter das Sinaloa-Kartell, Juarez-Kartell, Tijuana-Kartell und Los Zetas
Mitgliederzahl: Für das Sinaloa-Kartell gibt es eine Schätzung, die von 150.000 Angestellten und Vertragspartner ausgeht
Hauptaktivitäten: Drogenschmuggel in die USA. Hauptsächlich Cannabis, auch Kokain, Crystal Meth, Heroin. Waffen- und Menschenhandel, Erpressung von illegalen Einwohnern in die USA
Jahresumsatz: Großhandelsumsatz mit illegalen Drogen in den USA wird auf 13-48 Milliarden Dollar geschätzt
Verbreitung: In geschätzt 1.000 Städten der USA aktiv, in westafrikanischen Ländern, Kanada, Guatemala, Spanien
Struktur: Streng hierarchisch. Capo (Kartellchef, Pate) – Lugartenientes (Leutnants) – Sicarios (Killer) – Halcones (Falken, Augen und Ohren auf der Straße)
Rituale: Narcokultur, das heißt: bestimmter Stil von Musik, Kleidung. Santa-Muerte-Kult: magisch-religiöse Figur, gilt als Schutzpatronin derer, für die der Tod alltäglich ist
Bekämpfung: Mexiko ist im Fokus des US-amerikanischen Drogenkriegs. In den vergangenen Jahren kostete dieser rund 25 Milliarden Dollar pro Jahr. Seit 2007 starben über 55.000 Mexikaner in den Konflikten



Wenn es knallt

The background image shows a modern building with a glass facade on the right and a brick building on the left. The text is overlaid on the lower half of the image.

Sie haben keine Waffen, kein
Blaulicht und nicht einmal ein
Dienstfahrzeug. Trotzdem muss
diese Eingreiftruppe irgendwie
dafür sorgen, dass Minderjährigen
in ihren Familien nichts passiert.
Drei Tage unterwegs mit
den Sozialpädagoginnen des
Jugendamts

→ In diesem Jahr kam die Welle früher als sonst. Schon im September, so hört man, ging es los. Da regnete es tagelang, und der Berliner Himmel, der ihren blau und gelb gemusterten Verwaltungsklotz umgibt, verdichtete sich zu einem kalten grauen Brei. Die Mitarbeiterinnen des Jugendamts Lichtenberg mussten eigentlich gar nicht erst nach draußen schauen, um zu spüren, dass es langsam Winter wurde. In den Ablagen und Schränken stapelten sich die Meldungen, Telefone schrillten, besorgte Hinweise und Denunziationen gingen ein. Das Stresslevel stieg an. Wenn die Temperaturen sinken, beginnen die Bürger verstärkt durchzudrehen. Im Jugendamt ist das so eine Art Faustregel, das passiert eben, und man hat sich daran gewöhnt. „Die hocken alle in der kleinen Bude und sind angenervt“, sagt Angela Schuknecht*, auch Schuki genannt. „Na, und die Nachbarn hören besser hin. Die geben auch öfter Bescheid, was in ihren Häusern passiert“, sagt Tine Fink. Im Moment hagelt es jedenfalls Fälle, überall knallt es – Krise, wohin man blickt. Das heißt: Es ist sehr viel zu tun.

„Willkommen im Wahnsinn Jugendamt“, sagt Anke Möllers, genannt Mölli, im Erdgeschoss. Sie will heute Abend eigentlich zum Ballett gehen, weiß aber noch nicht, dass sie kurz vor dem Ende ihrer Rufbereitschaft noch einen Notfall hereinbekommen wird, der mal wieder alle ihre Pläne über den Haufen schmeißt. Mölli ist für die Auswahl von Pflegefamilien zuständig. Wenn ein Kind für Tage, Wochen, Monate nicht mehr bei seinen Eltern bleiben kann, dann klingelt bei ihr das Telefon. Flüsternd wendet sie sich ihrer Kollegin Tine Fink zu: „Du, Tine, hast du schon gehört? Ich hab diese Woche schon vier Babys gehabt. Am Montag ging's los. Der Selbstmord. Die Mutter, die vom Balkon ...“

Tine Fink arbeitet jetzt seit sieben Jahren in diesem Klotz. Sie ist eine fast mädchenhaft wirkende 34-jährige Sozialpädagogin. Jeansrock, rosa Perlmutterhohr, Hello-Kitty-Gürtelschnalle, Piercing im Mund. Von ihrem Schreibtisch im achten Stock aus hat sie einen weiten Blick über Ostberlin. Hinter den Sandbergen, den Frachtcontainern, den Strommasten, bei den Wohntürmen da hinten irgendwo ist ihr Revier. Es ist eine Gegend, in der die Vermieter noch keine Einkommensnachweise fordern. Die Menschen, die da leben, haben nicht viel Geld. In etwa 75 Prozent

der Haushalte, mit denen sie zu tun hat, so schätzt sie, arbeitet kein Elternteil.

Mit ihrer Büronachbarin Sabine Bunzel, genannt Sabinchen, möchte sie trotzdem nicht tauschen. Die ist für die feinen Leute aus den Villen und Einfamilienhäusern im äußersten Süden Lichtenbergs zuständig. Die Gelackten, die nicht unbedingt weniger, nur anderen Ärger haben als die armen Schlucker. Die sich gegenseitig ihre Anwälte auf den Hals hetzen und sich vom Jugendamt nicht reinreden lassen, wenn es ihren Töchtern und Söhnen dabei dreckig geht. Tine Fink hat eine Wand in ihrem Büro mit Dankespostkarten und Kinderzeichnungen geschmückt. Sie sagt: „Ich mag meine Familien. Ich habe ein tolles Gebiet.“

Eine Mutter ließ ihre Kinder wie Tiere vom Boden essen

Etwa 80 Fälle betreut jede Sozialpädagogin hier parallel. Die Schränke sind voll, manche Akten sind so dick wie eine Kaffeekanne, Gerichtsprozess folgt auf Gerichtsprozess, andere beinhalten nicht mehr als ein, zwei Seiten Papier. Man mag es gar nicht glauben, aber jede Meldung, die beim Jugendamt eingeht, wird verfolgt. Viele Informationen sind wertvoll. Manche sind es nicht. In einem der Ordner liegt ein anonym handgeschriebener Brief. Im Stile eines pensionierten Stasi-Agenten listet ein Herr auf, was alles bei seinen Nachbarn, denen er offenbar hinterherspioniert, im Argen liegt.

An sich geht es den Staat nichts an, was in den Familien passiert. Doch wenn Kinder und Jugendliche in Gefahr sind, wenn sie misshandelt, geschlagen, psychisch gequält werden oder sonstwie unter ihren Eltern leiden, sieht die Sache anders aus. Dann schreiten Tine Fink, Sabinchen, Mölli und die anderen Kolleginnen des Jugendamts im Namen des achten Teils des Sozialgesetzbuches der Bundesrepublik Deutschland ein. Intervenieren in den Familien, organisieren das, was auf Behördendeutsch ganz harmlos „Hilfe zur Erziehung“ heißt und in Wahrheit unzählige Therapiearten, Beratungen, Betreuungsinstitutionen meint.

Die Akten hier sind auch so etwas wie ein Kompendium der familiären Abgrün-

de ihres Stadtbezirks. Eine 13-Jährige bekommt ein Baby von einem Elfjährigen. Eine Mutter ließ ihre Kinder regelmäßig wie Tiere vom Boden essen. Eine Kindergärtnerin fragte sich, warum ein kleiner Junge wohl ständig Hakenkreuze malt. Ein Mann wurde nachts wiederholt im Bett seiner Stieftochter erwischt. Die Sozialpädagoginnen betraten eine Wohnung, in der Maden an der Decke krochen, Wellensittiche in Schwärmen durch die Räume flatterten, Dutzende Hunde und Katzen herumtollten und inmitten des Kots ein hungernder Junge herumstand.

Immer wieder kommt es richtig schlimm.

Ein Polizist sagt: „Mit Ihnen möchte ich wirklich nicht tauschen, das ist mir zu hart.“

Ein Bewährungshelfer sagt: „Ich habe unglaubliche Hochachtung vor Ihrer Arbeit.“

Tine Fink sagt: „Ich habe den besten Beruf der Welt.“

Sie ist eine unfassbar fröhliche Frau, aber natürlich schlägt ihr das alles auch manchmal aufs Gemüt. Kinderschänder zum Beispiel. Das sind einfach Menschen, für die sie nur schwer Verständnis aufbringen kann. Manchmal sitzt sie in einem Gespräch mit einem Mann, der früher mal seine Söhne vergewaltigt hat, und ertappt sich dabei, wie sie denkt: „Schwein! Schwein!“ Aber sie lässt sich das nicht anmerken. Sie ist hier, um zu helfen. Alle sind gleich oder: müssen es sein.

Tine Fink und die anderen quatschen sich den ganzen Mist einfach von der Seele. Eine klebt den Smiley auf ihre Tür, das heißt: Komm rein, trink Kaffee, sprich mit

Wieder mal ein Fall verschärfter Pubertät. Auch da müssen sie ran

mir. Sie nehmen sich gegenseitig in den Arm. „Oh Hase, bei mir knallt's. Bei dir auch?“ Und dann sitzen sie zum Beispiel bei Frau Schubert alias Schubi unter dem großen Bild des Schlosses Neuschwanstein, grüne Wiesen und Berge, weit weg von Lichtenberg, ziemlich menschenleer und heile Welt, reden über die Bürger da draußen. Grausam, verrückt, manchmal aber

auch ganz wunderbar. „Psychohygiene“, nennt Tine Fink das. „Löschen. Neustart. Weiter geht's.“

Um kurz vor elf trägt sie die Akten durch den mit Linoleum ausgelegten und mit Fotos von graffitisprühenden Jugendlichen dekorierten Flur im achten Stock des Klotzes und präsentiert im Konferenzraum ihr neuestes Problem. Mal wieder ein Fall verschärfter Pubertät. Die Mutter eines 14-jährigen Jungen hat Angst, dass es bald irgendeine Art von Katastrophe in ihrer Familie geben wird. Der Sohn sei, so hört man, ein „tickendet Pulverfass“. Hockt zu Hause und spielt Computer. Benimmt sich wie Sau. Behauptet, er möchte lieber ins Heim, weil es da mehr Taschengeld gibt. Hat Mitschüler geschlagen und erpresst. Sagt, dass er Machtkämpfe liebt. Und später will er mal irgendwas mit Waffen machen, einen Beruf, in dem er schießen kann. Bundeswehr vielleicht. Die Mutter, erzählt Tine Fink, habe mit folgenden Worten um Hilfe gebeten: „Ick bin zu jeder Schandtat bereit.“

Zur mentalen Grundausrüstung ihres Berufs gehört der unbedingte Glaube daran, dass das Schicksal eines Menschen nicht festgeschrieben ist. Dass es zwar Prägnungen in den Biografien gibt, vererbte und erlernte Verhaltensmuster, aber jeder sich zum Besseren ändern kann. Immer wieder hört man hier jemanden von Weichen sprechen. Als seien die Menschen Lokomotiven und das Jugendamt das Stellwerk, sagen manche beim Blick auf einen besonders verworrenen Fall: „Es wurden

die falschen Weichen gestellt.“ Tine Fink meint: „Wenn ich nur einem von zehn Kindern helfen kann, dann hat es sich schon gelohnt.“

Eine Stunde lang diskutieren sieben Sozialpädagoginnen und ein Psychologe über diesen pubertierenden Jugendlichen und seine Situation. „Es ist bei denen im Moment wie in einem Waffenstillstand“, sagt der Psychologe. „Kein Frieden, aber auch kein Krieg.“ Dann kommen sie gemeinsam zum Schluss, dass dem Jungen vermutlich am besten mit einem Erziehungsbeistand, optimalerweise männlich, geholfen werden kann.

Am nächsten Arbeitstag ist bei Tine Fink eigentlich ein junger Mann angemeldet. Er hat die Mutter seines ungeborenen Kindes, das Kind selbst und den neuen Freund kürzlich per SMS mit dem Tod bedroht. Nun möchte er erklären, dass er sich Sorgen um sein Kind macht und die Mutter wegen ihres Drogenkonsums für verantwortungslos hält. Doch es kommt etwas dazwischen, was man in der Sprache des Jugendamts eine Krise nennt. „Konnte nich? Hab 'ne Krise gehabt. Krise geht vor. Und wat macht deine Krise?“ So reden sie hier im Klotz.

Die Polizei meldet Tine Fink einen Fall von häuslicher Gewalt. Ein Mann in ihrem Zuständigkeitsgebiet hat seine Frau „geflickt“, das heißt verprügelt, richtig mit den Fäusten auf sie drauf. Weil er dabei den einjährigen Sohn geschüttelt, an den Armen gepackt und durch den Raum geschleudert haben soll, ist es automatisch

eine Angelegenheit des Jugendamts. Das Kind könnte bleibende Gehirnschäden erlitten haben, es muss schnellstmöglich ins Krankenhaus.

Tine Fink und ihre Kollegin Schuki steigen in den silbernen Skoda Fabia. Ein Privatauto, Dienstwagen gibt es hier nicht. Sie fahren immer der Sonne entgegen, 20 Minuten lang durch eine nicht enden wollende Häuserschlucht. Vor einer roten Mietskaserne, wo schon der wartende Spezialist für Kindesmisshandlung steht, parken sie und steigen aus. „Bezirksamt Lichtenberg, können wir mal reinkommen?“

Die Wohnung wirkt auf den ersten Blick kaum wie der Ort eines Verbrechens. Nicht heruntergekommen, nicht böse, sondern sauber, ordentlich, wie aus dem Ikea-Katalog. In der Küche sitzt die 30-jährige

Sie sind es gewohnt, beschimpft, bedroht und belogen zu werden

Studentin Nastasia aus der Ukraine, eine zierliche Frau mit langen blonden Haaren, erst auf den zweiten Blick sieht man, dass sie Schrammen und blaue Flecken auf den Armen hat. Nastasia lernt gerade Chemie. Was denn dem Kind bei der Schlägerei passiert sei, fragen Tine Fink und Schuki. „Hingefallen? Aus welcher Höhe? Auf welches Körperteil?“

„Nichts passiert. Alles gut“, sagt die Frau. „Ich bin Mutter, ich kenne Sergej. Er hat nichts.“

„Haben Sie Angst?“

„Njet.“

Dann bricht sie in Tränen aus und gesteht, sie habe noch Kopfweg. Ihr Mann schlage sie immer absichtlich auf den Kopf, ihr wichtigster Körperteil, weil sie doch studieren muss.

Die Sozialpädagoginnen fahren mit ihr und dem Kind ins Krankenhaus, aber die Ärztin stellt keine Verletzungen bei Sergej fest. Trotzdem wird die Frau gebeten, noch einmal am frühen Abend ins Jugendamt zu kommen, am besten gemeinsam mit ihrem Mann.

Kurz vor dem Termin postieren sich zwei Polizisten bei angelehnter Tür im Nebenraum. Niemand kann einschätzen, wie gewalttätig der Vater wirklich ist. Sie haben keinen eigenen Wachdienst im Jugendamt, obwohl es immer wieder mal brenzlig



Unterwegs im „Krisengebiet“: In Berlin-Lichtenberg gibt es viele Problemfälle, die Leute vom Jugendamt mögen ihren Job dennoch

wird. Im Büro von Miriam Zetsche steht ein Schrank, der eine tiefe fleischwundenartige Schramme im Eichenholzimitat aufweist. Letzte Woche rastete hier ein Jugendlicher in einer Besprechung aus und brüllte: „Ich töte euch alle!“ Dann schmiss er einen Stuhl nach Frau Zetsche und traf das Mobiliar. Im vergangenen Jahr, erzählt der Amtsleiter, gab es auch fast mal einen Amoklauf, und sie hatten das Sondereinsatzkommando zu Besuch.

Die Polizisten im Nebenzimmer können diesmal ihren Kaffee in Ruhe trinken, denn sie müssen nicht ran. Die Ukrainerin und ihr Mann tauchen nämlich überhaupt nicht auf. Stattdessen klingelt das Telefon. Nastasia erzählt irgendwas von Nachtdienst, der Vater war da oder auch nicht, die Hilfe des Jugendamts sei nicht mehr nötig, vielen Dank auch, kein Problem, es habe sich alles geklärt.

„Die verarschen uns“, sagt Tine Fink.

„Na klar“, sagt Andrea Schmadtke, die man auch Schmati nennt.

„Die verarschen uns gerade mächtig, und wir sind uns nicht sicher, dass dem Kind heute Abend nichts mehr passieren wird.“

Im Jugendamt sind sie es gewöhnt, dass man sie beschimpft, anlügt, abwimmeln will. „Dieses Spiel, dieses Scheißspiel der Eltern“, flucht einer. So schnell verkauft

Sie wissen: Wenn morgen eine Babyleiche gefunden wird, sind sie dran

ihnen hier keiner die schöne heile Familienwelt. Sie sind stolz darauf, dass in ihrem Bezirk bislang noch kein Kind ermordet worden ist. „Toi, toi, toi!“, sagen sie, wenn man sie danach fragt, und klopfen mit dem Fingerknöchel auf den Tisch. Aber sie alle wissen, dass es jeden Tag passieren kann. Und wenn morgen eine Babyleiche in einem Lichtenberger Kühlschrank gefunden wird, dann sind sie dran.

Tine Fink fordert weitere Polizisten an. Mit Schuki steigt sie wieder in den Skoda Fabia, die anderen nehmen ein Taxi, es ist mittlerweile dunkel auf den Straßen, später Abend, und sie brausen an dem neuen Riesenplakat von Dildoking vorbei in Richtung Wohnung der geflickten Frau. Vier Polizisten postieren sich im Treppenhaus, noch immer ist völlig unklar, wie gefähr-

lich es hier werden kann. Tine Fink betritt mit ihren Kolleginnen Anke Möllers und Andrea Schmadke die Wohnung. „Lassen Sie uns in Ruhe! Was wollen von uns?“ Nastasia hat gerade gestillt, der Mann ist nicht da. Auf dem Boden sitzt Sergej, normal süßes Baby, hallo, Puschel, hallo, kleiner Mann, und wirft der Mölli seinen Luft-

Für eine Mittagspause langt die Zeit oft nicht, eine Banane muss reichen

ballon hin. Tine Fink versucht die Frau zu überzeugen, dass sie alleine ihren Sohn vor den Schlägen unmöglich schützen kann. Der Vater habe einen Schlüssel zur Wohnung und könne jeden Moment wiederkommen. Sie diskutieren eine halbe Stunde mit der Ukrainerin, dann machen sie das, was man auch Konfrontation oder Butter bei die Fische nennt. In dem Moment, in dem Nastasia realisiert, dass das Jugendamt in Notsituationen das Baby auch gegen den Willen der Mutter in Obhut nehmen kann, stößt sie einen erstickten Schrei aus. Wahrscheinlich ist das der schlimmste Laut der Welt, eine Mischung aus Ohnmacht und Entsetzen kommt da aus ihrer Kehle raus, markerschütternd, selbst der hartgesottenen Sozialpädagogin Mölli treibt es die Tränen in die Augen. „Egal wie lange man schon hier arbeitet“, sagt sie, „daran gewöhnt man sich nie.“

In ihrem Revier nimmt Tine Fink jedes Jahr nur aus einer Handvoll Familien, in denen es Probleme gibt, Kinder kurz- oder längerfristig heraus. Keine Mitarbeiterin trifft so eine Entscheidung alleine, es passiert immer im Kollektiv. „Das ist die größte Sünde der Welt“, schreit die heulende Mutter. „Ich lasse ihn nicht los! Das schaffen Sie nicht! Nicht mal die Polizei! Ich gebe Sergej niemals her!“

„Wir wollen Ihnen Ihr Kind nicht wegnehmen, aber wir müssen gewährleisten, dass Sergej heute Abend in Sicherheit ist“, sagt Andrea Schmadtke. Zornig packt Nastasia schließlich ein, die Polizisten bringen sie gemeinsam mit ihrem Sohn in ein Frauenhaus am anderen Ende der Stadt.

Der nächste Tag beginnt für Tine Fink mit einem gefolterten und vergewaltigten Mädchen und seiner Mutter aus Tschetschenien. Außerdem steht ein Hausbesuch bei einer Familie auf dem Pro-

gramm, die ein bisschen verwahrlost ist und das Jugendamt gerne abschütteln will. Zwischen den Fällen liegen oft nur zwei oder drei Minuten. Das Mittagessen fällt aus. Die Kaffeepause fällt aus. Die Zeit reicht nie für alles, deswegen pfeift man sich halt vor dem Monitor noch schnell eine Banane rein.

Die Ukrainerin öffnet die Tür und schiebt ihren Kinderwagen ins Büro. Setzt sich so weit es geht von ihrem Mann entfernt auf einen Stuhl. Zwischen ihnen nimmt ein Psychologe Platz. Sergej krabbelt unter dem Tisch zwischen Mutter und Vater hin und her. Während oben das Drama ihres gemeinsamen Lebens verhandelt wird, spielen unten die Hände der Eltern mit dem Kind. Schnell wird klar, dass es auch in diesem Fall keine einfache Wahrheit gibt. Nur Hass, Enttäuschung, Hilflosigkeit. Der Mann ist kein roher Schläger, sondern ein Mensch am Ende seiner Kräfte. Jeder ist hier irgendwie arm dran. Die Mutter zittert und flennt. Der Vater zittert und flennt. Sagt, er habe Angst vor sich selber und werde ausziehen. Er wolle, dass das nie wieder passiert.

Niemand herrscht ihn an: „Du Arschkrampe, sag, wie konntest du?“ Kein Vorwurf wird laut. Der Psychologe erklärt ihnen mit Engelszungen, dass er die HOFFNUNG in ihren Erzählungen hört. Dass er ihre ANGST spüren kann. Dass Sergej trotz allem, was passiert ist, zwei TOLLE ELTERN hat. Er wird sich in Zukunft einmal pro Woche mit jedem der beiden einzeln treffen und sie beraten, damit das alles wieder besser wird. Tine Fink schiebt ein Formular aus gräulichem Recyclingpapier über den Tisch. „Antrag auf: Hilfe zur Erziehung“, rechts oben steht „be Berlin“. Der Mann unterschreibt es hastig. Die Frau unterschreibt es auch. Getrennt voneinander betreten sie den Fahrstuhl und verlassen den Klotz. Draußen weht ein kühler Wind. Später fängt es zu nieseln an. ←

*Namen und Orte wurden zum Teil verfremdet, um die Familien und die Mitarbeiterinnen des Jugendamts zu schützen

So leben wir, Teil 3

Zwei Kinderzimmer, Halbgeschwister, Stiefvater – nach einer Trennung der Eltern kann es ganz schön kompliziert werden. Wir haben mal mit den Mitgliedern einer Patchworkfamilie gesprochen – natürlich getrennt

Dokumentiert von Oliver Gehrs, Illustration: Frank Höhne

D

Der Sohn, 13

Wenn mich mein Vater fürs Wochenende abholt, dann darf er nicht ins Haus. Er soll draußen warten, bis ich und mein Bruder rauskommen. Meine Mutter sagt, sie ertrage ihn nicht. Ich find das komisch, schließlich waren sie ja mal zusammen. Heute tun sie immer so, als sei das alles ein großer Irrtum gewesen.

Als sich meine Eltern trennten, war ich acht. Eines Abends hat meine Mutter meinem Bruder und mir gesagt, dass sie mal mit uns reden müsse, und dann auch von Stefan erzählt, einem Arbeitskollegen von ihr. Kurz danach ist mein Vater ausgezogen, was ich gar nicht richtig mitbekommen habe. Der Streit kam später, als es darum ging, bei wem wir mehr Zeit verbringen. Ständig haben meine Eltern von „Übergabe“ gesprochen, wenn es um uns ging – als wären wir irgendein Gegenstand. Am Anfang habe ich meinen Vater sehr vermisst, weil ich ihn nur jedes zweite Wochenende sehe. Mittlerweile bin ich sowieso mehr mit meinen Freunden zusammen. Mit dem neuen Mann meiner Mutter verstehe ich mich gut – auch mit seinem Sohn, der schon etwas älter ist. Ich wollte immer einen großen Bruder haben, jetzt habe ich plötzlich einen. Und ich glaube, meine Mutter ist heute glücklicher, das macht mich natürlich auch froh.



Manchmal geraten Kinder zwischen die Fronten

Die Mutter, 39

Irgendwann musste ich mich entscheiden zwischen meinem Glück und dem Unglück der Kinder. So habe ich es zumindest empfunden. Auf der einen Seite war ich total verliebt, auf der anderen Seite wollte ich unsere Familie nicht zerstören. Aber ist es für Kinder schön, in einem Elternhaus aufzuwachsen, in dem sich Vater und Mutter nicht mehr lieben? Die Beziehung war einfach eingeschlafen – vielleicht auch ein bisschen wegen der Kinder. Ständig musste der Alltag organisiert werden, als Paar haben wir uns gar nicht mehr erlebt, haben nichts mehr gemeinsam gemacht. Ich denke, es ist wichtig, dass man trotz Kindern ein Liebespaar bleibt, aber das ist inmitten vollgeschissener Windeln schwierig. Für die Kinder war die Trennung hart, vor allem, weil wir es nicht geschafft haben, unseren Streit vor ihnen zu verbergen. Nun sind sie alt genug, um zu verstehen, dass manche

Menschen nicht zusammenpassen. Heute bin ich froh über meine Entscheidung, weil es die richtige war. Allerdings ist mein Leben komplizierter geworden, weil ich auf viel mehr Wünsche und Bedürfnisse Rücksicht nehmen muss. Und in Zukunft wird es noch komplizierter. Wir bekommen nämlich noch ein gemeinsames Kind. Vielleicht wächst das ja mit seinen leiblichen Eltern auf.

Der Stiefvater, 42

Als ich die Kinder meiner Frau zum ersten Mal traf, haben wir so getan, als sei ich nur ein Freund und nicht ihr neuer Mann. So konnten wir uns erst einmal beschnuppern. Ich habe selbst auch noch einen Sohn, der aber schon 16 ist. Mit seiner Mutter war ich eigentlich nie richtig zusammen, es ist eher so passiert. Ich habe zu beiden ein gutes Verhältnis, und meinen Sohn sehe ich auch sehr oft. Neulich waren wir zwei Wochen zum Klettern in Italien – nur wir beide. Auch mit den beiden Jungs meiner neuen Frau versteht er sich ganz gut. Im Grunde ist das Leben jetzt vielseitiger: Manchmal sind wir zu fünft, dann nur zu viert, und alle zwei Wochen haben wir ein kinderfreies Wochenende. Mir gefällt das, so bleibt das Leben spannend. Dass wir jetzt noch ein Kind kriegen, finde ich einerseits schön, weil es ein Produkt der Liebe ist, andererseits habe ich Angst, dass mein Leben zu starr wird. Wir haben uns jedenfalls geschworen, noch ausreichend Zeit miteinander zu verbringen. Genügend potenzielle Babysitter haben wir ja.

Die Oma, 73

Als ich gehört habe, dass sich meine Tochter vom Vater ihrer Kinder trennt, war ich geschockt. Ich mochte den Mann zwar nicht besonders, aber für die Kinder tat es mir leid. Ich komme selbst aus einer Trennungsfamilie und weiß, dass eine Scheidung für Kinder nicht leicht ist. Ich habe dann auf meine Tochter eingeredet, es noch einmal zu versuchen, aber sie war nicht davon abzubringen, mit dem neuen Partner ein neues Leben zu versuchen. Wenn ich jetzt sehe, wie glücklich die beiden sind und wie gut sie zueinanderpassen, denke ich natürlich, dass es richtig war. Und meine Enkelkinder machen jetzt auch nicht den Eindruck, als sei ihnen ein seelischer Schaden zugefügt worden. ←

Ich hau' ab

Elí Klosos ist 17, und seine Eltern sind gar nicht so streng, aber ganz ohne ihre Ansagen wäre es vielleicht noch schöner. Er wird es ja sehen, gleich nach der Schule

Dokumentiert von Annabelle Seubert

→ Ausziehen will ich vor allem, um etwas Neues kennenzulernen, eine neue Art zu leben. Ich selbst denke, dass ich kein so unordentlicher Mensch bin, auch wenn mein Zimmer ab und zu gegen mich spricht. Den Haushalt zu führen, wie ich möchte, und mehr Eigenverantwortung zu tragen, darauf freue ich mich, weil ich es als angenehm empfinde, wenn ich mich nur auf mich verlassen muss.

Bei uns hat eigentlich jeder seine Freiräume. Ich spiele E-Bass, gerade Jack White, Bonaparte, die Babyshambles oder Tocotronic. Einmal die Woche gehe ich auf eine Kunstschule und zweimal zu Vorlesungen an der Uni, in theoretischer und praktischer Philosophie. Das klingt wahrscheinlich klischeehaft, aber am meisten interessiert mich daran ganz klassisch die Frage nach dem Sein. Wie gehe ich damit um, dass ich weiß, dass ich bin, wie es bei Descartes heißt?

Dass man am Wochenende unbedingt zusammen mit der Familie essen muss, wenn ich Essen eher als zweckmäßig ansehe, kann natürlich nerven. Und dass ich mit meinen Geschwistern streite, wo ich sie doch sehr mag, ist schade. Meine Schwester ist noch jünger, und mein Bruder wohnt nicht mehr zu Hause; letztes Jahr habe ich ihn kaum gesehen, und wenn ich ihn gesehen habe, dann hat sich das eine Weile so angefühlt, als hätten wir uns stängig in den Haaren. Grundsätzlich sind meine Eltern nicht besonders streng. Es gibt nicht viele Regeln, dennoch möchte ich selbst entscheiden, was ich für richtig und für falsch halte.

Wenn ich mir die Zukunft erträumen darf, dann sieht sie so aus, dass ich erst in eine WG ziehe. Da bin ich nicht gleich ganz auf mich allein gestellt und mit Menschen zusammen, denen es ähnlich geht wie mir. Dann, nach einem abgeschlossenen Studium, würde ich gern alleine wohnen und als Redakteur arbeiten, bei



einer Philosophie- oder Theaterzeitschrift vielleicht. Wobei mein eigentliches Ziel ist, in die Politik zu gehen – Bundestagsabgeordneter in Berlin zu werden. Dort zieht es mich wieder hin, ich bin in Berlin geboren und Ende der zweiten Klasse mit meiner Familie nach Bremen gezogen. Ich könnte mir aber auch vorstellen, nach dem Abi ein Jahr ins Ausland zu gehen. Obwohl ich nicht so der super Sprachentyp bin.

Nur eine eigene Familie zu haben kann ich mir im Moment überhaupt nicht vorstellen. Mit der Politik, die es gibt, Parteien, die von Konzernen Geld annehmen, mit dem CO₂-Ausstoß oder Regenwäldern in Ecuador, die zu Ölfeldern werden, halte ich die Welt gerade nicht für einen idealen Platz, um Kinder hineinzusetzen. Andererseits hat das auch egoistische Gründe: Ohne Kind habe ich mehr Zeit für meine Freunde und mich. ←

Ich bleib' noch ein bisschen

Seine Eltern reden mit ihm wie mit einem Kind, dafür muss er nicht kochen und kaum einkaufen: David Hofmann, 28, wird noch ein wenig bleiben

→ Drei Jahre in Stendal, ein Jahr in Freiburg, drei Jahre in Zürich, einen Bachelor, einen Master, keine Kohle und keine Stelle in Aussicht: Für mich war es daher die unkomplizierteste und billigste Möglichkeit: zurück zu Mama und Papa. Ich fühle mich da immer noch wohl, meine Kumpel wohnen hier, ich habe ein Zimmer unter dem Dach, und meine Eltern lassen mich in Ruhe.

Also weitgehend. Meine Ma stresst manchmal rum, weil ich nicht so der Ordnungstyp bin. Chaos war immer schon das Thema, früher auch. Bloß versuche ich Streit nicht mehr wie ein Teenager zu lösen, sondern irgendwie reifer. Ich verstehe meine Eltern jetzt auch besser als noch zu Schulzeiten, aber sie haben ihr Kommunikationsverhalten mir gegenüber nicht verändert. Sie reden mit mir immer noch wie mit einem Kind: Isst du schon wieder Scho-

kolade? Das sind so Kommentare, die nehme ich ihnen nicht übel, und trotzdem habe ich im Hinterkopf, dass meine Eltern es nicht mögen, wenn ich das nächste Mal welche mitbringe. Schokolade – darf ich das? Solche Fragen sind alte Schemata, die meine Entwicklung gefährden. Der Nachteil zu Hause ist, dass man unfrei ist, man ist natürlich in einer Form der Abhängigkeit. Meine Zeit hier wird darum begrenzt sein, ich will eine Promotionsstelle, das will ich machen. Nichts anderes.

Um Geld zu verdienen, während ich hier bin, habe ich ein halbes Jahr an der Tankstelle gegenüber gearbeitet. Davor war ich arbeitslos, habe kaum Miete gezahlt und habe so rumgehangen.

An einem Wochenende hatte ich mal eine Frau zu Besuch. Meine Eltern waren ziemlich nett zu ihr und haben sie verwöhnt. Und sie hat dann auch gefragt: Darf ich öfter kommen? Aber es war dann doch eine einmalige Sache. Eltern und Frau in einem Haus und auf Dauer, das ist schon anstrengend.

Ich finde unsere Rituale schön. Meine Eltern kommen um 16 Uhr von der Arbeit, und um 16.30 Uhr essen wir gemeinsam. Dass ich nicht kochen und nicht wirklich viel einkaufen muss: Klar ist das ein Vorteil. Und ich nutze den auch. Klar nutzt man den.

Wenn ich das zweite Mal ausziehen kann, will und werde ich Doktor an einer Uni sein. Was das Leben angeht, will ich meine Einheit mit Gott finden und meine Erleuchtung in Bezug auf die Leiden der Welt. Das dauert vermutlich auch das ganze Leben. Und was eine eigene Familie angeht: Morgen wäre doof. Aber ich will ein Kind. Meine Gene weitergeben in Kombination mit der DNA einer Frau, die cool ist. Ja, schon. Wenn's passt, oder? ←



Der Parka

Wie ich einmal durch Zufall erfuhr, dass mein Opa ein Nazi war. Und wie schwer es fiel, in der Familie darüber zu reden

Text: Arne Kempter, Illustration: Human Empire

→ Vor der Wende waren in meiner Heimat nördlich von Berlin alle scharf auf Parkas aus dem Westen. Die Kutten, die in der DDR angeboten wurden, wollte keiner anziehen. Als Renner galten Parkas der US-Army, auch Woody-Allen-Jacken genannt. Ich wollte auch so eine grüne Jacke haben, doch die Preise auf dem Schwarzmarkt waren obszön hoch. Frustriert darüber, dass ich parkalos dahinleben musste, kramte ich eines Tages auf unserem Dachboden herum. Da entdeckte ich fein säuberlich auf einem Bügel hängend ein merkwürdiges Kleidungsstück mit ungewöhnlichem Camouflage-Muster und war sofort begeistert. Es war kein wirklicher Parka, eher ein Überzieher, an Taillenbund und Ärmeln mit Gummizügen ausgestattet. Eine Staubschicht lag auf dem Fleckentarn, und das Teil roch muffig. Ich säuberte mein Fundstück mit Seifenlauge, zog es über und drehte mich damit im Korridor vor dem Spiegel. Es passte mir tadellos. Ich sah lässig darin aus, aber auch irgendwie aggressiv. „Was willst du denn mit dem Ding?“, fragte meine Mutter mürrisch. „Fetzt doch“, sagte ich. „Wo ist denn das her?“ „Keine Ahnung, hat wohl mal einer hängen gelassen“, antwortete meine Mutter einsilbig und wollte mir die Jacke wegnehmen. Als ich versprach, die Jacke nur ab und an zu tragen, gab sie nach. Ich war stolz, endlich hatte ich auch eine Art Parka, der auch noch wie ein Farbtupfer zwischen den ganzen Amikutten wirkte.

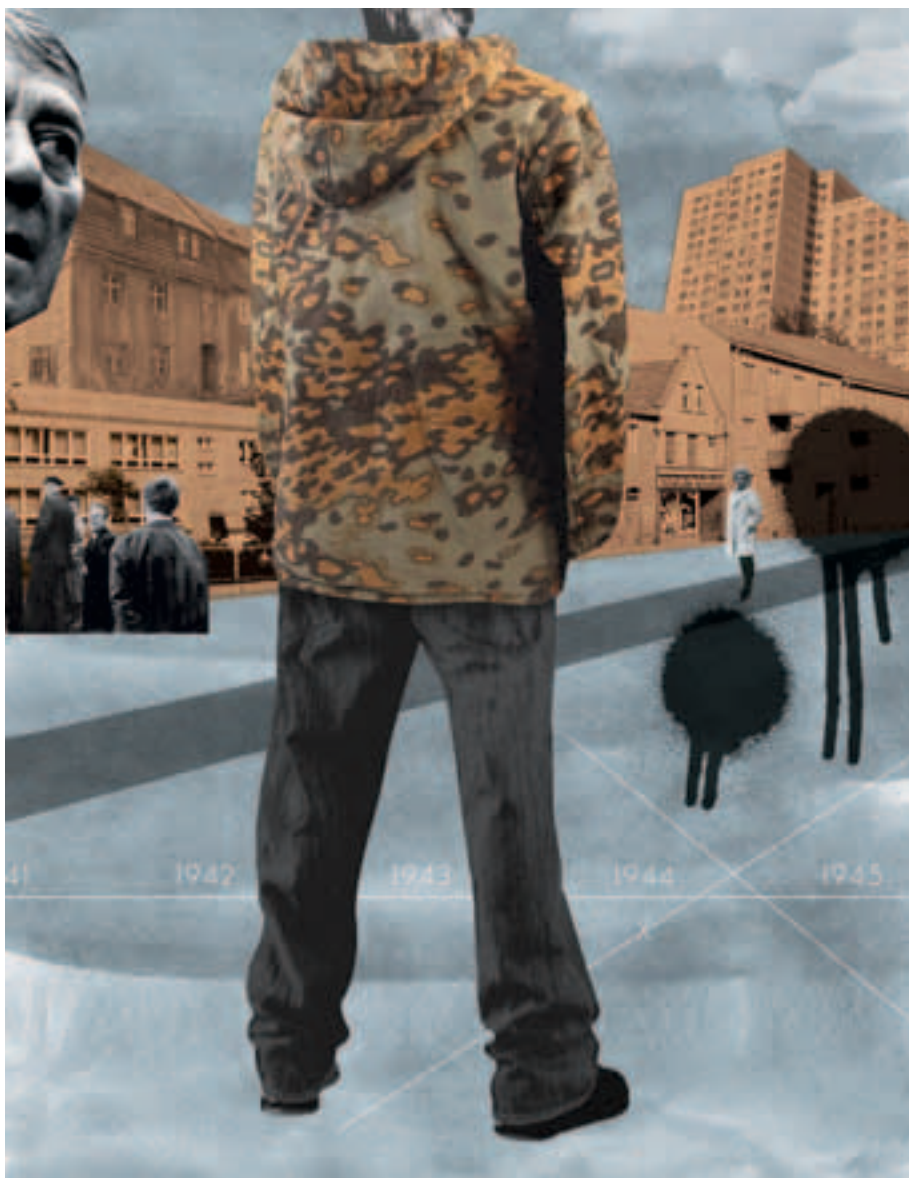
Das Versprechen an meine Mutter hielt ich nicht ein. Ich trug mein Fundstück bei Wind und Wetter. Wenn ich damit irgendwo reinkam, zog ich alle Blicke auf mich. „Sieht krass aus, das Teil“, bemerkten die meisten. Und das war ja auch gut so, besser krass aussehen als langweilig.

Als ich eines Abends in unserer Kleinstadtdisco stand und wieder mal wegen des Parkas bewundert wurde, sagte plötzlich ein Gast zu mir: „Das Ding ist von der SS.“ Ich zuckte zusammen und schaute ihn ungläubig an. „Ich kann dir Fotos zeigen, solche Dinger hat nur die Waffen-SS getragen“, bekräftigte er. Ich war völlig eingeschüchtert, zog den Parka aus und stopfte ihn in eine Plastiktüte. Aufgewühlt fuhr im T-Shirt nach Hause und wollte Gewissheit.

Wir hatten eine große Bibliothek, darunter auch einige Bücher über den Zweiten Weltkrieg. Ich blätterte in einem sowjetischen Bildband mit dem Titel „Befreiung“ herum und sah Waffen-SS-Männer vor brennenden Häusern irgendwo in Russland. Tatsächlich: Sie trugen die gleichen Jacken. Auch ihre Helme waren mit dem merkwürdigen Eichelmuster überzogen. Sie sahen finster und böse aus.

Ich überprüfte das Teil auf Blutflecken und irgendwelche Zeichen seiner Herkunft, konnte aber nichts finden. Sollte etwa jemand aus unserer Familie zur SS gehört haben? Warum hatte meine Mutter so heftig reagiert? Ich bekam Angst und konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Hatte ich nicht zu Hause mal irgendwo SS-Runen-Blitze gesehen, auf Fotos, auf irgendwelchen Gegenständen? Ich grübelte, kam aber zu keinem Ergebnis. Ich stand nachts auf, suchte Fotoalben durch, staubte alte Bücher ab, durchwühlte Schränke in der Garage. Nichts.

„Bei uns war niemand in der SS, dein Großvater hat auf einem Flugplatz gearbeitet und ist in Belgien gefallen“, reagierte meine Mutter souverän und abweisend auf meine aufgeregten Fragen. „Und erzähl bloß nicht solchen Quatsch herum, sonst kommen wir noch in Teufels Küche. Und wehe, du ziehst das olle Ding noch mal an, dann verbrenn ich es.“



War meine Mutter etwa Zeugin des Holocausts? Ich konnte es einfach nicht fassen, was ich da hörte

Der Verdacht fiel jetzt auf die Familie meines Vaters. Doch der reagierte genauso gelassen. Sein Erzeuger hatte wohl in einer Panzerwerkstatt gearbeitet und war schon früh aus britischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Er starb kurz vor meiner Geburt bei einem Unfall. „Die Jacke hat mal irgendein versprengter Soldat hier vergessen. Bei Kriegsende war doch sowieso alles durcheinander“, versuchte mein Vater die Zweifel zu zerstreuen. Das leuchtete mir ein, und ich war beruhigt, vorerst. Was sollte ich sonst auch machen, woher Informationen bekommen?

Die meisten Opas, die bis dahin vom Krieg erzählten, arbeiteten komischerweise alle auf Flugplätzen, in Werkstätten oder bei Nachrichteneinheiten. Erschossen hatten die alle nie jemanden. Ich beschäftigte mich nicht mehr damit, bis mein Vater seinen Fünfzigsten feierte. Wir saßen um die Kaffeetafel herum, und alle bewunderten eine goldene Brosche, die meine Mutter an ihrer Bluse trug. „Die ist noch von damals“, sagte sie mit melancholischem Blick. „Von wo?“, fragte einer der Kaffeegäste. Ein Onkel wandte sich an meine Mutter, während er sich ein Stück Baiser-Torte schmecken ließ, und sagte: „Du

hast doch immer von einem kleinen Schmuckladen hinter dem Ghetto Krakau erzählt. Hast du die da her?“ Meine Mutter zuckte ein wenig zusammen und schüttelte den Kopf. Ich hustete vor Schreck den Kaffee auf die Tischdecke, während das Thema gewechselt wurde, als sei nichts gewesen. Ich sah meine Mutter mit bohrendem Blick an, sie schaute verlegen nach unten. Ghetto Krakau? Dass sie sich in unmittelbarer Nähe des Ghettos Krakau aufgehalten hatte, hörte ich zum ersten Mal und fand es unfassbar. War etwa meine eigene Mutter Zeugin des Holocausts? Ich war plötzlich ziemlich wütend, und die Geschichte mit dem Parka fiel mir wieder ein. Wir konnten sonst über alles reden. Wieso erzählte sie mir solche Sachen nicht?

Als wir zusammen die Kaffeetafel abräumten, stellte ich sie wütend zur Rede. „Was hattest du denn hinter dem Ghetto Krakau zu suchen?“ „Dein Opa war da stationiert.“ „Aha, und habt ihr da nichts gesehen, da sind die Leute doch gestorben wie die Fliegen, oder nicht?“ „Na, da waren doch Posten davor und eine riesige Mauer, Kleener, und wir waren Kinder. Uns hat man doch erzählt, das sind alles Verbrecher.“ „Und was hat Opa da gemacht?“

Irgendwann sagte meine Freundin zu mir, dass ich endlich mit diesem „Nazischeiß“ aufhören solle

„Na, die haben auf dem Flugplatz für Nachschub gesorgt für die Ostfront, Proviant verladen ... und ...“ „Bomben, um die Russen plattzumachen“, unterbrach ich sie. Meine Mutter schaute mich entwaffnend aus ihren blauen Augen an. „Ja ... kann sein, auch Bomben, es war doch Krieg.“ „Und mit der SS hatte er nichts zu tun?“ „Nein, wie oft soll ich dir das noch sagen!“

Damit wimmelte sie mich ab, wollte nicht mehr darüber reden. Ich wühlte abermals Fotos durch, sah meinen Opa auf einem Volksfest in Uniform. Mit einer Lupe inspizierte ich das Bild. War das auf seiner Mütze nicht ein Totenkopf, ein Symbol der SS? Ich konnte es nicht erkennen. Ich durchkramte Schubfächer, den Dachboden. Schließlich fiel mein Blick auf eine altmodische Glaskaraffe, ich hob sie an, und auf dem Boden war eine SS-Rune in das Glas eingearbeitet. Wieder konfrontierte ich meine Mutter damit. Doch jetzt wollte sie gar nichts mehr sagen.

Irgendwann verkaufte ich den Parka an einen Militaria-Händler. Er klärte mich über dessen Herkunft auf. Die genaue Bezeichnung hieß „Tarnschlupfjacke“, sie wurde von den Divisionen der Waffen-SS getragen. Für mich war es eine Erleichterung, als das Ding endlich weg war, und damit auch die ständige Erinnerung an dunkle Flecken in unserer Familie.

Doch die Vergangenheit lässt sich nicht so einfach abschütteln. Das merkte ich, als eine Tante starb. Die Grabrede hielt eine resolute Dame mit strengem Gesichtsausdruck. Sie war Anfang 80, sah aber mindestens 20 Jahre jünger aus. Mein Vater erzählte mir, sie sei in der Nazizeit Jungmädführerin beim Bund Deutscher Mädel (BDM) gewesen und in der DDR später Funktionärin in der SED. Ich traf mich mit ihr, um die Grabrede vorzubereiten. Irgendwann kamen wir auf meinen Opa zu sprechen. „Wollen wir das Detail erwähnen?“, fragte sie mich vorsichtig. „Welches Detail?“, lautete meine Gegenfrage, die schon voller Vorahnung war. Sie schaute mich mit einem seltsamen Blick an, so als ob sie erstaunt wäre, dass ich keine Ahnung hatte. „Na ... dass dein Opa bei der Waffen-SS gekämpft hat.“

Die Trauer um meine Tante und diese Information überforderten mich. „Und ... äh, wo war er?“, fragte ich mit einem Kloß im Hals. „Ich glaube, er war beim Reich, aber mehr weiß ich auch nicht“, antwortete sie und meinte damit die 2. SS-Panzerdivision „Das Reich“ – eine berüchtigte Truppe, der auch zahlreiche Kriegsverbrechen nachgewiesen wurden. Erst vor wenigen Monaten, im Sommer 2013, hatte Bundespräsident Joachim Gauck ein Dorf in Frankreich besucht, das von einer Einheit der Division dem Erdboden gleichgemacht worden war. Über 600 Menschen waren damals erschossen oder verbrannt worden. Dass mein Opa bei so einem Mörderhaufen Dienst getan hatte, machte mich wütend.

„Natürlich werden wir dieses Detail nicht erwähnen!“, schrie ich die Grabrednerin an.

Ihre Trauerrede war dann wider Erwarten sehr emotional und berührte mich sogar. Sie charakterisierte meine Tante richtig und feinfühlig, sehr erstaunlich für eine alte „Nazisse“ und spätere Kommunistin. Das „Detail“ ließ sie weg und sagte nur, dass mein Opa auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkrieges gefallen war. Ich atmete auf, doch nur kurz. Denn jetzt, ausgestattet mit den Möglichkeiten des Internets, wurde ich zum Naziforscher. Ich trieb mich bei einschlägigen Anbietern wie „Panzer-Archiv“ und „Lexikon der Wehrmacht“ herum, recherchierte Dienstalterslisten der SS, studierte Biografien von Kommandeuren und Mannschaftsdienstgraden. Ich sprach „alten Kameraden“ auf den Anrufbeantworter, sie riefen nicht zurück. Ich schrieb Fax und E-Mails, bekam jedoch keine Gewissheit darüber, was mein Opa getan hatte. Auch auf britischen und amerikanischen Naziseiten war ich unterwegs, fand einen SS-Untersturmführer mit dem Namen meines Opas in jener Division, doch Geburtsdatum und -ort stimmten nicht.

Auch bei der Kriegsgräberorganisation hatte ich kein Glück. Als ich nicht mehr weiterwusste, wollte ich die Grabrednerin meiner Tante anrufen, doch die war kurz nach ihr gestorben. Hatte sie sich vielleicht getäuscht? War er vielleicht in einer anderen Division oder gar nicht bei der SS gewesen?

Jetzt wurde meine Suche obsessiv, ich nervte meinen Freundeskreis mit Nazigeschichten, fragte meine Freunde über ihre Opas aus und recherchierte deren Namen. Bei jedem Abendessen lenkte ich die Diskussion auf das Thema, was einige Leute ziemlich befremdlich fanden. Je tiefer ich in der Recherche steckte, umso mehr verlor ich die Kontrolle über mein eigenes Anliegen. Was mein Opa wirklich getan hat und wo er abgeblieben war, fand ich nicht heraus. Irgendwann sagte meine Freundin, dass ich mit diesem „Nazischeiß“ aufhören solle.

Ein paar Monate später, als ich mich endlich damit abgefunden hatte, wohl nichts mehr über die Taten meines Opas zu erfahren, lernte ich auf einer Hochzeit Robert kennen. Er arbeitet beim Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr. Irgendwann kamen wir natürlich auf meinen Opa zu sprechen. Er erklärte sich bereit, mir bei der Recherche zu helfen. Robert meinte, er könne mit großer Sicherheit herausbekommen, wo mein Opa gedient hat und in welchen Einsatzräumen er tätig gewesen war, und auch, wo er begraben liegt, falls man ihn gefunden hat. Damit ich endlich Sicherheit hätte.

Ich dankte ihm und versprach, dass ich mich melden würde. Ich habe ihn nie angerufen. ←

Wie man Weib-
nachten überlebt:
ab 24.12. auf
fluter.de/familie

Von Söhnen und Tönen

Kinder von Popstars haben es nicht leicht. Besonders, wenn es der berühmte Vater zu gut mit ihnen meint

Text: Jens Balzer

→ Man hätte ihn so gern in den Arm genommen und ihm gesagt, dass es andere Kinder mit ihren Vätern auch nicht leicht haben. Eine Stunde lang hatte sich Art Garfunkel an diesem Abend – 2007 im Tempodrom in Berlin – mit seiner berühmten explodierten Frisur, einem schief sitzenden Schlips und einer leider schon sehr brüchig gewordenen Stimme durch seine größten Hits aus den 60er Jahren gespielt, da kündigte er für die folgenden Nummern aus dem Simon-and-Garfunkel-Repertoire einen ganz besonderen Duettpartner an. Es war: natürlich nicht Paul Simon, denn der hat schon lange keine Lust mehr, mit dem drögen Garfunkel zu touren. Stattdessen kam: Arts Sohn James Garfunkel, ein Teenie mit einer explodierten Frisur und einem schief sitzenden Schlips, der dem Alten derart karikaturhaft aus dem Gesicht geschnitten schien, dass selbst die frenetischsten Garfunkel-Freunde laut lachen mussten. All jene Nummern, die Paul Simon mit ihm nicht mehr singen möchte, sang Art Garfunkel nun also mit seinem selbst gezeugten Paul-Simon-Ersatz, der aussah wie ein jugendliches Spiegelbild seiner selbst ... Doktor Freud, bitte übernehmen Sie.

Nicht alle popmusikalischen Familienverhältnisse sind von psychoanalytisch derart fruchtbarer Tragik. In vielen Fällen gilt: Popstars nehmen ihren Kindern oft jede Chance auf Erfolg. James Garfunkels kurze Musikkarriere währte nicht einmal einen Sommer, auch ein Versuch als Kinoschauspieler floppte, inzwischen versucht er sich wohl als Immobilienunternehmer. Oder nehmen wir Jakob Dylan: Der erzählte vor Jahren in einem Interview, wie liebevoll und gut er – obgleich Scheidungskind – von seinem Vater behandelt wurde. Man tritt Jakob Dylan sicherlich nicht zu nah, wenn man sagt, dass er weder mit seiner Band The Wallflowers noch als Solokünstler dauerhafte musikalische Bedeutung erlangen konnte. Ähnliches gilt für Zak Starkey, der seinem Vater Ringo Starr so zu-

getan war, dass auch er das Schlagzeugspiel zum Lebenszweck erkor; der Höhepunkt seiner bisherigen Karriere war ein Tournee-Aushilfsjob bei den späten Oasis.

Wesentlich günstiger für die Entwicklung eines individuellen Talents scheinen schofelige Behandlung und grobe Zurückweisung seitens des Vaters zu sein. Der bekannteste Rabenvater der jüngeren Popgeschichte ist

zweifelloos Loudon Wainwright III. Für seine Kinder Martha und Rufus Wainwright scheint er nicht nur in der – schnell zerrütteten – Ehe mit ihrer Mutter Kate McGarrigle ein rechtes Ekel gewesen zu sein. Um seine Exfrau zu treffen, hat Wainwright den Nachwuchs in seinen Songs auch gerne einmal öffentlich schlecht gemacht, etwa in dem Stück „Rufus is a Tit Man“. Wofür die Kinder sich inzwischen ausgiebig revanchieren: „Bloody Motherfucking Asshole“ hieß ein Song, mit dem Martha Wainwright 2005 an die Öffentlichkeit trat; er war natürlich für ihren Vater geschrieben. Auch Rufus kommt in seinen eigenen Songs immer wieder auf den Umstand zurück, dass sein Vater ein ebenso mittelmäßiger Songwriter wie herausragend schlechter Charakter war. „Poetry is no place for a heart that's a whore“, wirft Martha dem alternden Mann in ihrem arschloch-Song als eine Verknüpfung beider Aspekte hinterher: „Für ein Herz, das eine Hure ist, ist Poesie nicht der richtige Ort.“ ←



Welche dieser beiden Personen hat wohl einen berühmten Musiker zum Vater?

Was ist schon normal

Früher wurden viele behinderte Menschen zwangssterilisiert, heute können sie problemlos eine Familie gründen. Damit dann auch der Alltag klappt, gibt es Hilfsangebote

Text: Birk Grüling, Illustration: Benedikt Rugar

→ Vor einem Jahr hätten sie ihr Kind beinahe verloren – durch einen Bescheid des Jugendamtes. Weil sie immer wieder vergessen hatten, für ihre damals dreijährige Tochter zu kochen, und auch sonst mit dem Haushalt überfordert schienen. Und dann war Sarah von Sven auch noch ein zweites Mal schwanger. „Wir hatten auch Stress mit unseren Nachbarn, und die Wohnung war schimmelig. Wenn alles zu viel wurde, haben wir das mit dem Kind vergessen“, sagt Sven. „Man hat uns ja auch nicht vertraut, wegen der geistigen Behinderung.“

Dass Eltern ein geistig behindertes Kind bekommen, davon hört man öfter. Dass aber umgekehrt geistig behinderte Menschen Kinder bekommen – das ist vielen ein ziemlich fremder Gedanke, schon aus der Befürchtung heraus, dass das Kind ebenfalls behindert sein könnte. Doch dass Eltern mit Behinderung häufiger Kinder mit Behinderung bekommen, ist in den meisten Fällen falsch. Nur ein relativ geringer Prozentsatz aller geistigen Behinderungen wie zum Beispiel eine Form der Trisomie 21 ist überhaupt genetisch vererbbar. In vielen Fällen ist ein Unglück der Grund für das Handicap – Sauerstoffmangel bei der Geburt etwa oder Verkehrsunfälle.

Die Vorbehalte und Zweifel gegenüber den Eltern mit Handicap sind dennoch groß, dabei ist die Entscheidung für oder gegen Kinder ein Menschenrecht und nicht abhängig von körperlichen Einschränkungen oder Lernbehinderungen.

„Die Vorurteile halten sich sehr hartnäckig. Selbst in manchen Jugendämtern wird Eltern mit geistiger Behinderung noch mit der sofortigen Wegnahme des Kindes gedroht“, sagt Ursula Pixa-Kettner. Die Psychologin forschte lange Zeit an der Universität Bremen zum Thema „Familien mit geistiger Behinderung“. Erst das Betreuungsgesetz vom 1. Januar 1992 verbot die Sterilisation im „Interesse der Allgemeinheit“ oder im Interesse von Verwandten; eine Sterilisation gegen den Willen der betroffenen Person durfte nicht mehr durchgeführt werden.

Auch so wurde oft über den Kopf der behinderten Menschen hinwegentschieden. Wenn diese ein Kind bekamen, wurde das oft innerhalb der Familie geregelt. Plötzlich wurde aus der Tante die Mutter, oder das Kind kam in eine Pflegefamilie. Auch heute noch gebe es in vielen Behinderteneinrichtungen Zwangsverhütung, etwa durch die unbemerkte Verabreichung der Pille, sagt Pixa-Kettner. „Das Thema ist längst noch nicht in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Zum Beispiel gibt es ein klares Nord-Süd-Gefälle; in Bayern gibt es nur wenige Stellen, die sich um Familien mit Handicap kümmern.“

Als die ersten Einrichtungen zur Unterstützung geistig behinderter Eltern entstanden, waren die Anfeindungen groß, inzwischen gibt es gerade in Norddeutschland einige etablierte Betreuungsangebote. Für Sarah und Sven Maier war das die Lösung. Ein Weg, wie sie ihre Kinder behalten konnten. „Wir wollen doch gute Eltern

sein, und dafür muss man ja nicht lesen können oder so was“, sagt Sarah. Das Jugendamt gab den beiden die Adresse einer Einrichtung in Hamburg. In einem Haus der Evangelischen Stiftung Alsterdorf war gerade eine Wohnung frei geworden.

„Schön ist es hier“, sagt Sven und umklammert seine Kaffeetasse. „Nur etwas weit vom Schuss.“ Ein wenig müde wirkt der 32-Jährige, dunkel zeichnen sich die Augenringe ab. Seine kleine Tochter, gerade ein paar Monate alt, schläft neben ihm im Kindersitz, die ältere blickt nach draußen in den Garten, wo das Laub die Spielecke fast vollständig bedeckt hat. „Noch vor ein paar Jahren wollte ich keine Kinder. Heute ist es zwar oft anstrengend, aber ein tolles Gefühl.“

Derzeit leben elf Familien im Haus – alle in eigenen Wohnungen. „Wir helfen den Eltern dabei, eine Beziehung zu ihren Kindern aufzubauen, und unterstützen sie bei allen Aspekten des Elternseins. Die Erziehung der Kinder nehmen wir ihnen aber nicht aus der Hand“, sagt Leiterin Elfriede Ruzanska. Morgens und abends schauen die Betreuer nach den Kindern, bei Babys oder bei einer Krankheit auch mal öfter. 24 Stunden, sieben Tage die Woche ist das Mitarbeiterbüro im Erdgeschoss besetzt. Fragen im Alltag der Familien gibt es genug. Das beginnt beim Wickeln und Baden der Babys und endet bei der gesunden Ernährung, wettergerechter Kleidung und der richtigen Uhrzeit für den Kindergarten. Auch bei Behördengängen und

Spannend wird es, wenn die Kinder merken, dass sie besser rechnen und schreiben können als ihre Eltern

Arztbesuchen hilft man den Eltern. Finanziert wird das alles hauptsächlich durch die Wiedereingliederungshilfe und andere Zuschüsse von Jugend- und Sozialamt.

Spätestens nach fünf Jahren müssen die Familien die Einrichtung verlassen. „Unser Ziel ist es, den Eltern die nötige Stabilität für ein unabhängiges Familienleben zu geben“, sagt Ruzanska. Allein gelassen werden die Familien aber auch nach dem Auszug nicht, dafür gibt es ambulante Familiendienste wie den in Hamburg-Bramfeld.





Woran Eltern so denken (müssen): Unser Zeichner wollte einfach mal zeigen, wie unendlich komplex der Alltag mit Kindern sowieso schon ist

Die Häuserblocks des ehemaligen Arbeiterviertels sind groß, die Modernisierung läuft eher schleppend, weshalb der Wohnraum noch erschwinglich ist. Zwölf Familien werden von dem kleinen Büro der Alsterdorf-Assistenz betreut. Sie bekommen, wenn nötig, Hilfe im Haushalt oder auch bei Behördengängen.

Vier- bis fünfmal pro Woche hat das fünfköpfige Pädagogenteam auch mit Familie Schmidt Kontakt. „Im Haushalt hat sich unser Leben eingespielt, Hilfe brauche ich eigentlich vor allem bei den Behördensachen, manche Anträge versteht man einfach nicht. Auch beim Arzt ist das oft schwer“, sagt Maike Schmidt, deren achtjährige Tochter in die zweite Klasse geht. Weil ihre Mutter nicht gut lesen und rechnen kann, hilft eine Betreuerin regelmäßig bei den Hausaufgaben. Außerdem gehen die beiden einmal pro Woche in die Bücherei und lesen gemeinsam. „Ich möchte, dass meine Tochter besser lesen kann als ich und dass sie die Schule schafft.“

„Wenn die Eltern einen sehr eingeschränkten Wortschatz haben, wirkt sich das auch auf das Kind aus“, sagt die Wissenschaftlerin Pixa-Kettner. Ausgleichen lässt sich das durch den Kontakt zu anderen Kindern im Kindergarten und in der Schule, zudem gibt es in vielen Einrichtungen eine gezielte Förderung.

Und dann kommt irgendwann der Punkt, an dem die Kinder ihre Eltern überflügeln, sie plötzlich besser lesen und rechnen können. Sie entdecken dann die Grenzen ihrer Eltern und dass sie anders sind als die Eltern ihrer Freunde. Das ist nicht immer leicht.

Dass das Familienleben auch bei Menschen mit Behinderung funktioniert, davon ist Pixa-Kettner fest überzeugt. Auch wenn es Fälle gibt, bei denen dazu ein engmaschiges Netz aus Hilfsangeboten nötig ist. Viele behinderte Menschen sind gewohnt, Unterstützung anzunehmen, und befinden sich meist seit Langem in einem Hilfesystem, wenn sie Kinder bekommen. Die Einrichtungen erhöhen auch die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder gut versorgt sind, und erleichtern den Jugendämtern die Arbeit. Bei vielen anderen Familien in sogenannten Problemvierteln ist dieser Zugang deutlich schwerer, und keiner kann genau sagen, was hinter verschlossenen Türen passiert. ←



Rebel with a cause: Als Arne ein paar Punks am Alexanderplatz
kennenlernte, sah er das DDR-System zunehmend kritisch. Denn alles, was
nicht konform war, wurde vom Regime bekämpft

Nicht von schlechten Eltern

Als seine Mutter ohne ihn aus der DDR floh, wurde Arne Grahm zur Adoption freigegeben und politisch unverdächtigen Pflegeeltern übergeben. Erst zwei Jahre vor der Wende sah er seine leibliche Mutter wieder, ein Happyend gab es dennoch nicht. Eine deutsch-deutsche Familiengeschichte

Text: Felix Denk

→ Irgendwann hatte Arne Grahm das Gefühl, er sei in eine Agentengeschichte verwickelt. Wenn der 47-Jährige über seine Kindheit und Jugend spricht, geht es um die CIA und die Stasi, um das geteilte Berlin und den Kalten Krieg, die Ostpolitik der CDU und SPD, die KSZE-Schlussakte von Helsinki und den Mauerfall. Eine ganze Menge Kräfte zerrten an seinem Leben. Arne Grahm, geboren 1966 in Ost-Berlin, ist einer der wenigen dokumentierten Fälle einer politischen Zwangsadoption in der DDR.

„Das ist eine schmutzige Geschichte“, sagt er, zieht an seiner Zigarette und schaut von seinem Balkon in Berlin-Kreuzberg in die Dämmerung.

Von all dem ahnt Arne Grahm, heute Kommunikationswirt und freier Texter, lange Jahre nichts. Er wächst auf in Berlin-Treptow. In einer Neubausiedlung aus den 50er Jahren, dreistöckige Häuser, viel Grün dazwischen, die Mutter ist Lehrerin, der Vater Herstellungsleiter bei einem Verlag. Die Mauer ist gleich um die Ecke. Hin und



Mit drei Jahren kam Aristoteles in die neue Familie und erhielt den Namen Arne

wieder werfen Schulfreunde einen Tennisball rüber. Zurück kommt nie etwas. Westfernsehen ist zu Hause tabu. Unter der Bettdecke hört er heimlich Westradio. Es wirkt wie eine normale Kindheit unter den Vorzeichen des real existierenden Sozialismus.

Und doch ist alles anders. Auf der anderen Seite der Mauer, im Westen, kämpft eine junge Frau einen verzweifelten Kampf. Sie stellt Anträge an Jugendämter, engagiert Anwälte, ringt mit Bundesbehörden, schreibt an den „Spiegel“ und das ZDF, an Helmut Kohl und Jimmy Carter, sie stürmt mit Flugblättern das Bundeshaus in Bonn, organisiert Hungerstreiks und Mahnwachen, zum Beispiel 1975 in Helsinki während einer Konferenz, bei der die teilnehmenden Staaten unter anderem über Menschenrechtsfragen diskutieren. Dazu könnte sie einiges sagen.

Arne Grahm kommt als Aristoteles Alexander Demitrios Püschel zur Welt. Sein Vater ist ein griechischer Austauschstudent in West-Berlin, der im Ostteil der Stadt eine junge Frau kennenlernt, Gabriele Püschel. Bald darauf wird Aristoteles geboren – und der Vater verhaftet. Der Vorwurf: Er spionierte im Auftrag der CIA. Für sieben Jahre muss er in Ost-Berlin ins Gefängnis. Gabriele Püschel fürchtet auch für sich politische Konsequenzen und flieht aus der DDR. Ihren Sohn gibt sie in die Obhut der Großeltern, in der Hoffnung, ihn durch eine sogenannte Familienzusammenführung in den Westen holen zu können. Seit 1963, kurz nach dem Mauerbau, wurde das vielfach praktiziert. Nicht aber bei Gabriele Püschel.

Als sie 1968 in West-Berlin ankommt, wendet sie sich gleich wegen der Familienzusammenführung an das Jugendamt. Doch sie wird immer wieder vertröstet. In der Zwischenzeit ist ihr Sohn bei ihrer Freundin Gisela untergebracht. Die Großeltern – als Rentner haben sie Reisefreiheit – kehren nach einem Besuch in West-Berlin nicht mehr zurück in die DDR.

Polizei und Jugendhilfe holen Aristoteles schließlich bei dieser Freundin ab. Nach einem kurzen Aufenthalt im Kinderheim kommt er zu Pflegeeltern, dem Ehepaar Grahm. Ihnen sagt man, dass es sich um das zurückgelassene Kind einer „Republikflüchtigen“ handelt. Gabriele Püschel, die mittlerweile im Westen geheiratet hat und jetzt Yonan heißt, weiß nun nicht mehr, wo ihr Kind ist. Sie bekommt 1971 einen Brief vom Jugendamt Neukölln, dass



Arne hatte als kleines Kind Erinnerungen an seine leibliche Mutter, auch an eine Tante Gisela. Aber die gab es in der neuen Familie nicht

sie den Ost-Behörden die Einwilligung zum Entzug des Sorgerechts geben soll. Empört lehnt sie ab. Schließlich wird ihr Sohn gegen ihren Willen zur Adoption freigegeben.

Ideologisch unzuverlässige Eltern – so nannte man das damals in der DDR

Wie viele politisch motivierte Zwangsadoptionen es gab, ist bis heute unklar. Bekannt ist hingegen, dass die DDR-Behörden gezielt davon Gebrauch machten, um ideologisch unzuverlässige Eltern zu brechen.

Katrin Behr sammelt solche Fälle, über 1.400 hat sie mit ihrer Beratungsstelle dokumentiert. Sie ist selbst Betroffene. Als sie vier Jahre alt war, wurde ihre Mutter unter Verweis auf Paragraph 249 StGB verhaftet, einem extrem dehnbaren Passus, im Volks-

mund „Assifalle“ genannt. Wer die öffentliche Ordnung gefährdete, und sei es nur mit einer kritischen Haltung, der hatte mit Konsequenzen zu rechnen. Vor allem galten solche Personen aus Sicht der Behörden als außerstande, ihre Kinder „zu aktiven Erbauern des Sozialismus“ zu erziehen. 130.000 Verurteilungen gab es nach dem sogenannten Asozialenparagrafen. Was wurde aus diesen Kindern?

Als Teenager fährt Arne Grahm oft die sieben S-Bahn-Stationen vom Baumschulenweg zum Alexanderplatz. Da treffen sich in Ost-Berlin alle, die anders als die anderen sind. Punks und Skater, Breakdancer und Popper. Mal mehr, mal weniger drangsaliert von den Volkspolizisten und IMs. Mittendrin Arne Grahm, ein unangepasster Jugendlicher, der illegale Konzerte organisiert, sowjetische Uniformen nach West-Berlin vertickt und an der „piefigen Diktatur des Durchschnitts“ leidet, als die

er die DDR empfindet. „Leute mit komischen Frisuren oder Pazifisten wurden behandelt wie äußere Feinde“, erzählt er.

Er will raus.

Dass er ein Adoptivkind ist, weiß er da schon.

Am Anfang ist da die Erinnerung an Tante Gisela, aber es gibt keine Tante Gisela in der neuen Verwandtschaft, irgendwann nennt ihn dann ein Junge auf dem Schulhof „Heimkind“, er muss die Geschichte aus der Westpresse erfahren haben, die ausführlich über den Fall berichtet, und als Arne Grahm schließlich einen Personalausweis beantragt, stehen da diese drei griechischen Vornamen auf seiner Geburtsurkunde. Die Eltern erzählen ihm, dass ihn seine Mutter verlassen habe, als er ein Kleinkind war.

Mehr weiß er nicht über die Umstände seiner Adoption, als er beginnt, seine Flucht aus der DDR zu planen. Auch

nicht, dass seine leibliche Mutter in West-Berlin wohnt und ihn mit allen Mitteln zu sich holen will. Davon erzählt ihm erst die Schwester seines Adoptivvaters, die selbst in West-Berlin wohnt und ihm bei der Flucht helfen soll. Von ihr erfährt Arne die ganze Geschichte – und nutzt sie schließlich als Druckmittel gegen den Staat.

Er stellt einen Ausreiseantrag – und droht, die Geschichte bei Kirchen- und Umweltverbänden publik zu machen. Damit trifft er einen Nerv. Eines Nachts stehen zwei Mitarbeiter des Innenministeriums vor seiner Tür und versprechen, dass er bald raus könne. Er solle aber auf keinen Fall Aufsehen erregen. Nach nur einem halben Jahr reist er 1987 legal nach West-Berlin aus. Sogar seine Freundin kann er mitnehmen.

Hier könnte jetzt eine heile Familiengeschichte anfangen. Tut sie aber nicht. Arne Gramh zieht auf ihren Wunsch zu seiner leiblichen Mutter und ihrem zweiten Sohn David, der mit 12 Jahren schon in der Philharmonie auftritt und auf dem Weg zu einer großen Geiger-Karriere ist. Nach nur zehn Tagen zieht er wieder aus. „Ich hatte nicht das Gefühl, als Person willkommen zu sein, sondern als Rechtfertigung.“ Mutter und Sohn bleiben sich fremd. Ihnen fehlt ein gemeinsamer Alltag. Und das, was sie verbindet, die Geschichte

der Zwangsadoption, entwickelt sich immer mehr zu etwas Trennendem.

Er beginnt zu studieren, was ihm in der DDR verwehrt war, und hält Kontakt zu seinen Adoptiveltern. Als am 9.11.1989 die Mauer fällt, fährt er zu ihnen – seine leibliche Mutter sei davon wenig begeistert gewesen, sagt Arne heute. Für sie seien sie Repräsentanten jenes Systems gewesen, das ihr das Kind wegnahm. Und ihr Sohn der lebende Beweis für das Unrecht, gegen das sie all die Jahre gekämpft hatte.

Wenig später macht ein Aktenfund Furore: Ein Bezirksstadtrat kann nachweisen, dass es sich bei Zwangsadoptionen um eine politisch motivierte Praxis handelte. Darunter der Fall Gramh. Plötzlich reißt sich die Weltpresse um die Geschichte. „Washington Post“, CNN, Oprah Winfrey, BBC, „Spiegel“ – überall taucht der Fall auf, illustriert er doch ähnlich prägnant wie die

Seine Mutter sagte, die DDR habe ihn verdorben. Das sieht er nicht so

Mauerschützen, wie grausam die DDR-Diktatur gegen die eigenen Bürger vorgehen konnte.

Wieder zerren eine ganze Menge Kräfte an Arne Gramh. Er bekommt allmählich



Irgendwann nannte ihn ein Schulkamerad Heimkind

das Gefühl, für ein bestimmtes Geschichtsbild instrumentalisiert zu werden.

„Es gibt in unserer Gesellschaft offenbar einen irrsinnigen Bedarf, sich an wenigen moralisierenden Dingen festzuhalten; und das, obwohl gerade die Politik überwiegend amoralisch handelt. Eine Gesellschaft braucht Moralkulen – gegen Links bietet sich die Diktatur in der DDR an.“ Selbst seine leibliche Mutter sagt der Presse, dass das DDR-System ihren Sohn verdorben hätte. Arne Gramh sitzt zwischen den Stühlen: „Ich will nichts relativieren, nichts beschwichtigen, aber ich weigere mich, die mir zugedachte Opferrolle anzunehmen.“

„Meine Mutter bekam Briefe von Helmut Kohl, in denen steht, er werde sich persönlich für den Fall einsetzen, wenn er an die Macht kommt“, sagt Arne Gramh. Im Einigungsvertrag, der 1990 geschlossen wird, passiert hingegen etwas anderes: Die Zwangsadoptionen werden wie viele andere Rechtsbeugungen auch stillschweigend legalisiert. So besteht kaum eine Chance, Geschichten wie die von Arne Gramh umfassend aufzuklären. Für Eltern, denen ihre Kinder entzogen wurden, gilt eine Akten-Sperrfrist von 50 Jahren. Kinder haben nur ein Recht auf „Teileinsicht“.

Für ihn selbst hätte es schlimmer kommen können, sagt Arne Gramh. Er leidet an keinen Traumata, hat einen interessanten Job, lebt in einer langjährigen Beziehung, hat eine Tochter. Wenn sie die Großeltern besuchen, fahren sie zu den Adoptiveltern. Mit seinem Halbbruder hat er Kontakt, mit seiner leiblichen Mutter nicht.

Es ist ihm gerade lieber so. ←



Die Familienzusammenführung blieb ein Traum:
1977 schrieb Arnes Mutter an den damaligen US-Präsidenten Jimmy Carter, um ihn um Hilfe zu bitten

So leben wir, Teil 4

Auch mal schön, für jemanden als Gastfamilie da zu sein. Kann aber passieren, dass man einen ziemlich seltsamen Austauschschüler erwischt

Text: Leonard Ihßen, 17, Illustration: Frank Höhne



Ich hatte keine Ahnung, in welcher
Welt mein Gastbruder lebte

M

→ Mein Austauschschüler hatte mir mehrere Fotos geschickt, auf manchen war er mit seiner Mutter zu sehen, andere zeigten Tiere und Insekten. Wir wussten nicht so genau, was wir davon halten sollten. Er schrieb uns, dass er am liebsten mit Lego spiele, gern allein sei und Regen möge. Hasen würde er McDonald's, Shoppen und Lügen. Und auf keinen Fall wolle er in einer Familie wohnen, in der Tiere gequält würden. Das fand ich natürlich gut. Vielleicht war er ja sogar ein Hippie. Als eingefleischter Waldorfschüler hoffte ich darauf.

Guillaume kam zusammen mit seiner Mutter, die ihm die ersten Wochen helfen sollte, sich bei uns einzuleben. Das war keine gute Idee, denn sie stand natürlich immer auf seiner Seite – selbst dann, wenn Guillaume an den leichtesten Aufgaben scheiterte. So fragte sie uns nach einer Woche empört, ob wir ihrem Sohn denn nicht erklärt hätten, wie man die Fenster öffnet. Dabei sind unsere Fenster nun wirklich nicht besonders. Es gibt einen Griff mit drei Stellungen: zu, auf Kipp und sperrangelweit offen.

Guillaume hatte sehr eigenartige Gewohnheiten. So tanzte er manchmal im Garten mit Stöcken in den Händen eine Art Angriffsstanz gegen Luftfeinde – wobei wir ihn ganz gern tanzen sahen, denn so saß er wenigstens nicht pausenlos vor seinem Computer. Als ihn meine Freunde in der Schule ansprachen, sagte er, sie sollten ihn nicht nerven.

Ich meine: Ein bisschen eigenartig zu sein ist ja nichts Schlechtes. Ein bisschen eigen möchte, glaube ich, jeder sein. Doch wenn einer zu eigen ist, zu anders, dann grenzt er sich dadurch aus.

Irgendwann entschlossen wir uns, für Guillaume klare Regeln einzuführen. So durfte er nur noch zwei Stunden pro Tag an seinen Computer, die restliche Zeit bewachte meine Mutter den Laptop. Das lief die ersten Tage sogar recht gut, bis wir einen wütenden Anruf aus Frankreich bekamen.

Nun reichte es uns endgültig, und wir benachrichtigten die Austauschorganisation. Es wurde uns geraten, den Austausch, der meiner Meinung nach nie stattgefunden hatte, weil wir uns nie ausgetauscht hatten, zu beenden und uns einen neuen Gastschüler zu suchen.

Doch vorher fuhren wir noch zusammen auf eine Klassenfahrt – auf eine Insel. Dort schockte uns Guillaume damit, dass er am Strand irgendwelche Muscheln sammelte und sie dann roh verschlang. Als er mitbekam, dass sich manche Mitschüler in den Nächten rausschlichen und heimlich trafen, meldete er das einem Lehrer. Einer meiner Freunde bekam daraufhin riesigen Ärger mit seinen Eltern. Dass Guillaume der Verräter war, kam erst viel später heraus. Da war er bereits wieder in Frankreich. Zum Glück für ihn, aber auch für uns. ←

Das Leben meiner Oma

Die Großmutter unserer Autorin fand sich mit 88 für eine Mitbewohnerin eigentlich zu alt. Nun wird sie seit drei Monaten von Malina betreut. Malina kommt aus Polen und spricht kaum Deutsch. Die Geschichte einer Annäherung

Text: Annabelle Seubert

→ Oma sagt, das Brot vom Supermarkt schmeckt nach Stroh. Sie will das vom Bäcker im Erdgeschoss, seit 30 Jahren kauft sie bei ihm. Sie will ihre Neujahrsbrezeln und den Nusskuchen von dort.

Dieser Nusskuchen ist der falsche, sagt Oma, tonlos und eher zu sich, so als sei es die Aufregung nicht mehr wert. Malina hat schon öfter Brot im Supermarkt gekauft, weil sie den Bäcker zu teuer findet, und einmal hat sie statt Neujahrsbrezeln normale Brezeln mitgebracht. Malina kommt aus der Nähe von Krakau und spricht wenig Deutsch. Neujahrsbrezeln!, hat Oma gesagt, so viel wird sie doch noch verstehen.

Malina gibt Milch in Omas Tasse, zwei Löffel Zucker; süß, weiß, heiß, sagt sie dabei. Sonst sagt das immer Oma.

Sie reicht ihr den Löffel mit der Flüssigkeit gegen Magenprobleme, und dann die Tablettendose. Morgens eine halbe. Abends eine große und zwei halbe.

Im Frühjahr war Oma rückwärts auf Marmor gestürzt. Sie blutete im Auge und im Gehirn, Subduralhämatom. Sie hat schon einen Herzschrittmacher, nimmt Schlaftabletten, dazu kommt die künstliche Herzklappe, die sie seit zwölf Jahren trägt.

Oma hatte sich auf der Intensivstation die Schläuche abgerissen, sie hatte geschrien und geglaubt, Opfer einer Ver-



schwörung geworden zu sein. Sie hatte nach der Polizei verlangt und aufgehört zu schlafen. Über den Pfleger sagte sie, er sei der Teufel. Und zu Mama: Ich will nicht mehr.

Die Vorstellung, dass der Pfleger der Teufel ist, fällt leichter als die Vorstellung, dass Oma schreit.

Sie sitzt da, 88, die Haare neu gemacht, die gute Strickjacke an, sie fragt: Kennst das Lied von dem mit der Mütze? Ötzi heißt der.

Einen Stern, singt Oma den Refrain, der dei-nen Na-men trägt, hoooch am Him-mels-zelt. Mit der linken Hand wippt sie im Takt, am Finger ihr Ehering und Opas Ehering darüber. Vor einer Weile hat sie ihn verkleinern und mit einem Saphir versetzen lassen. Manchmal denk ich dran, was er gern gegessen hat, sagt sie.

Mischmasch?

Ja. Und Blumenkohl mit Fleisch. Oma muss lachen. Gib mir mal deine Hand.

Oma wollte nach Hause. Mama wollte, was Oma wollte. Mamas Geschwister wollten das Pflegeheim

Malina wischt den Tisch ab, greift die verschränkten Hände, hebt sie hoch, fährt mit dem Tuch unter ihnen hindurch, legt sie wieder ab. So, sagt sie. Jetzt weiter. Oma guckt ihr nach. Weißt, am Anfang hat die Marlene alles verstellt. Töpfe, Schüsseln. Die ganze Küche.

Mama würde jetzt sagen: Sie heißt Malina, Mama.

Malina ist 58 und wohnt seit zwölf Wochen hier: Nach der Klinik war Oma acht Wochen im Pflegeheim, sie hatte einen Rollator bekommen und wieder mehr Kraft, aber – ich kann nicht richtig liegen, meine Augen sind schlimm – nicht genug, um länger allein zu leben. Oma wollte nach Hause. Mama wollte, was Oma wollte. Mamas Geschwister wollten das Pflegeheim.

Malina war beides: Pflege und zu Hause. Malina war der Kompromiss.

Sie kam als Konfliktlösung, bei der sich Fragen stellten: Aus Osteuropa – ist das überhaupt legal? Und was soll so eine 24-Stunden-Betreuung kosten?



Erst war Malina Oma etwas suspekt. In der ersten Nacht hatte sie so viel Angst, dass sie die Tapete neben ihrem Bett von der Wand kratzte. Jetzt haben die beiden gut lachen

Als Malina bei Oma einzog, hatte sie bereits vier Frauen gepflegt, drei in Deutschland, eine in Südtalien. Eine dement, eine tot, sagt sie, mein Mann auch tot, oder: Daheim ist besser. Dort sind ihre Söhne und ihre Schwestern. Aber daheim gibt es keinen Job.

Bei der ersten Begegnung stand sie in dem alten Haus im ersten Stock, wo es meistens ein bisschen zu warm ist, und gab Oma die Hand. Ich: Malina.

Sie brachte ihre Koffer in das Zimmer, in dem Opa früher Möbel entworfen hat, am Fenster sein Schreibtisch von damals, im Schrank die kleine Bar. Sie sah sich in

der Wohnung um und zeigte auf die Waschmaschine: Warum noch Pulver und keine Tabs? Oma kratzte in der Nacht vor Angst ein Stück Tapete von der Wand.

Mit ihrem Rollator hat sich Oma an den Ort bewegt, der ihr die meiste Geborgenheit bietet: ihr Wohnzimmer. Wie lange quietschen die Dielen zwischen Fernseher und Sessel schon an derselben Stelle? Wie steht man von diesem Sofa wieder auf? Wie die Trägheit hier zu dir kriecht, dumpf macht und benebelt: als drücke die Heizungsluft auf den Verstand.



Omas Raffgardinen sind bestickt und hängen tief. Die Orchideen auf dem Fensterbrett rahmen sie so ein, dass kaum noch Fensterglas zu sehen ist. Das muss so sein, damit die Nachbarn nicht reinsehen können, Oma aber zwischen den Blumen und durch die löchrige Bestickung hinaus schauen kann.

Oma fand, Malina gieße ihre Orchideen zu oft. Da war Wasser im Untersetzer. Sie fand, die Topfpflanzen draußen auf dem Balkon gieße Malina zu selten. Brot trocken, alle.

Kennst die schon?, fragt Oma. Sie öffnet den Deckel einer Spieluhr.

„Doktor Schiwago“. Schön, oder? Wenn man abends so sitzt.

Malina schaut auf die gerahmten Fotos im Regal, Enkel in Farbe, Töchter in Schwarz-Weiß. Das du? Das Teresa. Das auch. Das Flo. Das Jenny. Das Caro. Das, sie dreht sich zu Oma, das dein Mann.

Oma nickt. Aus einer Kiste kramt sie Zeitungsausschnitte, Opas Todesanzeige, dann lose Bilder, Hochzeiten, Kinder, Opa als Soldat. Bei einem bleibt Malina hängen, vier Kameraden in Uniform, Opa ist der links. Sie dreht die Aufnahme um und liest vor, was dort steht: 1939.

Neunzehnhundertneunddreißig, sagt Malina. Das war Polen?

Das war Polen.

Malina will einkaufen, runter zu Rewe, durch den Tunnel und gleich links. Sie zieht ihre Jacke an und den Schal.

2011 galten laut Statistischem Bundesamt 2,5 Millionen Menschen in Deutschland als pflegebedürftig. Die Mehrzahl waren Frauen. 83 Prozent aller Pflegebedürftigen waren 65 Jahre und älter, mehr als ein Drittel war über 85 Jahre alt. Zu Hause wurden 70 Prozent der Pflegebedürftigen betreut, zwei Drittel davon ausschließlich von Angehörigen. 576.000 Menschen wurden teilweise oder vollständig von ambulanten Pflegediensten zu Hause, 743.000 Menschen vollstationär in Pflegeheimen versorgt.

Weil die Gesellschaft zunehmend altert, geht man davon aus, dass die Zahl der Pflegebedürftigen bis 2030 auf etwa 3,37 Millionen Menschen ansteigt. Damit alle versorgt werden können, müsste es Berechnungen des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung zufolge rund 325.000 zusätzliche Altenpfleger geben – dabei gilt der Fachkräftemangel in der Pflege schon jetzt als Problem. Pflegebedürftige wiederum können sich von ihrer Pflegeversicherung allein keinen vollständigen ambulanten Pflegedienst leisten. Sie beschäftigen darum oft Pflegekräfte aus Osteuropa, häufig illegal und für einen Niedriglohn.

Morgen Suppe? Willst du Salat?
Feldsalat. Ja.

Alles will sie alleine machen, hat Oma mal gesagt. Ich hab's nicht gern, wenn sie sonntags die Wäsche raushängt. Sonntags wäscht man nicht. Manchmal wird sie laut. Sie lässt die Fenster lange auf.

Malina hat ein Polnisch-Deutsch-Wörterbuch mitgebracht. Was bedeutet stur?, hat sie Mama beim Durchblättern gefragt. Mama hat ihr erklärt, wie man das Wort gebraucht. Du bist stur wie ein Esel, hat Malina danach zu Oma gesagt. Malina hat gekichert und Oma auch.

Malina ist wendig, sie sucht die leeren Pfandflaschen zusammen, sie fragt: Mehr Bier? Sie läuft von Oma zum Bad zu Oma zum Balkon zu Oma.

Jeden Tag geht sie für mich einkaufen, sagt Oma. Jeden Tag.

Jeden Morgen wäscht sie Oma und zieht sie an, erst den Pulli über den Kopf, dann die Hose hoch. Wenn sie ihr die Hausschuhe

anzieht, kitzelt sie Oma die Füße, bis sie lacht. Zum Frühstück riecht es dann, wie es immer riecht, nach Filterkaffee und Nusskuchen, nur gibt es zu den Neujahrsbrezeln nicht Hagebutten-, sondern Himbeermarmelade. Mittags schenkt Malina ein wenig Sekt in Omas Wasserglas. Most sagt sie dazu. So geht's gut. Um 19.30 Uhr legt sie das Leberwurstbrot für Oma auf ein Holzbrett und um 20 Uhr Oma ins Bett: Gute Nacht, sagen beide. Tschüss. Und Kuss.

Malina küsst Oma also die Stirn, das muss man schön finden, auch wenn man

**Ja, sagt Oma, jetzt gehe es
ihr gut. Und dass sie ohne
Malina allein wäre**

es traurig findet: Früher war Oma länger wach als man selbst. Sie hat einem das Kissen zurechtgerückt und „Guten Abend, gut Nacht“ gesungen, mi-hit Rooo-sen beda-hacht.

Geht's dir jetzt gut mit Malina, Oma?

Aus einer anderen Kiste hat Oma Manschettenknöpfe gekramt. Willste die? Für Damen, ist vielleicht gerade nicht modern, aber vielleicht bald. Sie hat eine goldene Armbanduhr ausgepackt, meine erste, hat sie gesagt, Geld und Eier hab ich dafür gezahlt, nach dem Krieg. 40 Eier.

Ja, sagt Oma. Und dass es ihr gut geht jetzt.

Sonst wär ich ja allein, ohne Marlene.

Malina steckt den Kopf ins Wohnzimmer. Sie hat das Radio in der Küche aufgedreht. DJ Ötzi läuft, ziemlich laut. Der Stern, ruft sie, komm!

Malina führt Oma in die Küche, sie zieht ihre Jacke wieder aus und den Schal. Sie wippt mit den Hüften, dreht sich um sich selbst, ei-nen Stern, Malina singt den Refrain, sie nimmt Omas Hände in ihre, der dei-nen Na-men trägt, hooch am Him-mels-zelt. Oma tanzt. Den schenk ich dir heut Nacht. ←

„Manchmal bin ich
selbst noch ein Kind“ –
eine 17-jährige Mutter
berichtet
fluter.de/familie

Familie, die es nicht ins Heft geschafft hat



Inzest-App

In Island leben ja nicht gerade viele Menschen - im Gegenteil. Auf eine Fläche, die ungefähr einem Viertel Deutschlands entspricht, kommen gerade mal 320.000 Menschen. Weil es wenig Ein- und Auswanderung gab, ist die Bevölkerung sehr homogen, viele Einwohner stammen aus Familien, die schon seit über 1.000 Jahren in Island leben. Zum Problem wird das, wenn zwei Isländer miteinander schlafen wollen. Denn in Island weiß man nie so genau, ob der Flirt in der Disko nicht vielleicht doch eine Cousine ist. Um Inzucht vorzubeugen, gibt es nun die „Islendiga-App“, die auf allen isländischen Familienhistorien seit dem 18. Jahrhundert beruht. Man muss die Smartphones aneinanderhalten, und schon weiß man, ob man zusammen ins Bett gehen oder es lieber beim Drink belassen sollte. Die Hersteller werben mit dem Spruch: „Bump the app before you bump in bed.“ Da wir aber keine Werbung machen wollen, belassen wir es bei diesen Zeilen.



Samenschmuggel

Was macht man bloß, wenn man sich unbedingt ein Kind wünscht, der Mann aber im Gefängnis sitzt? Und das sogar ziemlich gut bewacht in einem anderen Land, in das man selbst nicht einmal einreisen darf? Im Gazastreifen hat man sich etwas einfallen lassen. Manche der in Israel als Terroristen inhaftierten Palästinenser schmuggeln ihren Samen aus dem Knast, der dann wiederum über verschlungene Wege über die Grenze zu ihren Frauen kommt. Zu Frauen wie Hana Al-Saanin, 22, die sich mit dem in einer Chipsdose geschmuggelten Samen ihres Mannes Tamir künstlich befruchten ließ. Jetzt ist sie schon in der 25. Woche schwanger. Eine irre Familienzusammenführung, die aber unserer Meinung nach eher in ein Israel/Palästina-Heft passen würde.

Vorschau

Bis zum nächsten fluter

Das nächste Heft kommt zum Frühlingsanfang, und wir haben gedacht, es wäre vielleicht eine gute Idee, uns mal wieder einem Wirtschaftsthema zu widmen – zum Beispiel Handel. Wenn man sich die Megaseller im Internet anschaut, ist der ja einem ziemlichen Wandel unterworfen. Und spannend ist es eh, Dinge zu kaufen und zu verkaufen. Also: Deal?

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 49, Thema Familie, Winter 2013/14
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/Bundeszentrale für politische Bildung/schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner, David Dörrast

Artdirektion

Jan Spading

Mitarbeit

Marion Bacher, Jens Balzer, Felix Dachsel, Felix Denk, Imke Emmerich, Daniel Erk, Sabrina Gaisbauer, Birk Grüling, Leonard Ihßen, Arne Kempter, Sarah Lotz, Andreas Pankratz, Cord Riechelmann, Natascha Roshani, Arne Semsrott, Annabelle Seubert, Constantin Wißmann

Dokumentation

Kathrin Lillienthal

Schlussredaktion

Sven Barske, Florian Kohl

Lithografie

Meike Jäger

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter-Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH
Torstraße 109, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax: 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055, 18155 Rostock
Tel.: 038204/66-200, Fax.: 038204/66-273
E-Mail: bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821 / 945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Cover: Oscar Lebeck; S.3 Mez Love/flickr; S.4 Meredith Kohut; Lee Materazzi; S.5 privat; S.6 Katie Koti; S.9 Frank Höhne; S.10-12 Maria Sturm; S.13 Tobias Kruse/Ostkreuz; S.14 Bobby Neel Adams; S.15 Jutta Klee/ableimages/Corbis; S.17 Roger Ressmeyer/CORBIS, Owen Franken/Corbis, NI QIN/Getty Images; S.18-21 Meredith Kohut; S.22 Jindrich Novotny; S.24 historisch, Bettmann/CORBIS, picture-alliance/dpa; S.25 Frank Höhne; S.26-27 Mario Wagner; S.28/29 Claus Auster; S.31 Claus Auster; S.33 Frank Höhne; S.34-35 Lee Materazzi; S.37 Humanempire; S.39 Jemal Countess/Getty Images; S.40-41 Benedikt Rugar; S.42-45 privat, Chris Hoffmann/picture alliance/dpa; S.46 Frank Höhne; S.47-49 Peter Granzer; S.50 Richard Baker/In Pictures/Corbis, Yannis Behrakis/Reuters/Corbis

Papier

Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Die letzte Seite im Heft ist die erste im Netz.

Schreibtisch von Paul-Philipp Braun

